

# WER WENN NICHT WIR?

Die Lebensgeschichte  
von Ulrika Zabel

Brückenbauerin  
zwischen den Kulturen

WER  
WENN  
NICHT  
WIR?

# WER WENN NICHT WIR?

Die Lebensgeschichte  
von Ulrika Zabel –  
Brückenbauerin  
zwischen den Kulturen

Die Lebensgeschichte von Ulrika Zabel wurde aufgeschrieben von Ralf Pasch, Autobiografiker.  
Die Interviews führte Katrin Rohnstock; die Erzählalons wurden geleitet von Katrin Rohnstock und Nepomuk Rohnstock.

© LEBENSERINNERUNGEN e.V., Berlin 2017  
c/o Rohnstock Biografien, Schönhauser Alle 12, 10119 Berlin  
Tel: 030/40504330

Limitierte Auflage: 100 Exemplare

Alle Rechte vorbehalten. Alle Texte dürfen mit Genehmigung des Herausgebers und unter Nennung des Mittelgebers „LOTTO-Stiftung Berlin“ für nicht kommerzielle Zwecke verwendet werden. Wir bitten um Zusendung eines Belegexemplars an LEBENSERINNERUNGEN e.V.

Herausgeber: LEBENSERINNERUNGEN Verein zur Förderung lebensgeschichtlichen Erinnerns und biografischen Erzählens e.V.  
Projektmanagement: Tonka Rohnstock und Antje Käske  
Lektorat: Antje Käske  
Layout, Satz, Illustration: Stefanie Schau  
Fotos: Die Fotos wurden bereitgestellt von der Caritas (S. 229), vom kom-zen (S. 230-235, 237), von Michael Zabel (S. 221-225), Ulrike Aßmann (S. 222), Olcay Başeğmez (S. 226-228), Angela Kröll (S. 235) und von Rohnstock Biografien (S. 236)

Für den Inhalt der Texte zeichnen die namentlich genannten Erzähler verantwortlich. Wir danken allen Rechteinhabern für die Nachdruckgenehmigungen.

Die Realisierung des Projekts wurde durch Mittel der „LOTTO-Stiftung Berlin“ ermöglicht.

Die Lebensgeschichte von Ulrika Zabel steht zum kostenlosen Download zur Verfügung unter: <http://www.lebenserinnerungen.org/ulrika-zabel>

# Inhaltverzeichnis

## Vorwort

<b>Rote Rosen für Ulrika Zabel</b>	7
------------------------------------	---

## 1. Kapitel

<b>Rebellion im Mädcheninternat</b>	17
Hosen statt Kleider	26
»Was hast du denn in der Schule gelernt?«	32

## 2. Kapitel

<b>Berliner Freiheit</b>	35
--------------------------	----

## 3. Kapitel

<b>Im Wedding geht die »Sonne« auf</b>	49
Die »Sonne« veränderte mein Leben	64
Wie ich ein selbstbewusstes Mädchen wurde	71
Abschied von »Ich kann das nicht«	75
Die »Sonne« geht unter	79

## 4. Kapitel

<b>Gemeinsam angeln, statt den Fisch hinzuwerfen</b>	81
Das Schicksal am Werk	87
»Nicht betütteln, sondern beteiligen«	92
»Bevor wir andere Institutionen interkulturell öffnen, müssen wir bei uns anfangen!«	99
Altwerden in der Fremde	113

## 5. Kapitel

<b>Die richtige Person im richtigen Moment</b>	121
Mit jedem Stein Funken schlagen	129
Nicht für ihn, sondern mit ihm	139
Licht und Schatten	148
»Nur wer sich einmischt, kann etwas bewegen«	153

## 6. Kapitel

<b>»Wer, wenn nicht wir?«</b>	167
»Du wirst sehen, ich komme wieder nach Hause!«	174
Wiederauferstehung	185
Der Krebs kehrt zurück	194
In großen Fußstapfen	211

## 7. Kapitel

<b>Ulrikas Leben in Bildern</b>	219
---------------------------------	-----

# Rote Rosen für Ulrika Zabel

## Vorwort

»Das Interkulturell-Werden der Menschen und Institutionen war *das* Thema von Ulrika Zabel. Interkulturell-Werden ist für unsere Gesellschaft lebensnotwendig. Interkulturell-Sein war für Ulrika Zabel lebensnotwendig.«

Das sagt Nadia Nagie, die Leiterin des *Berliner Kompetenz Zentrums Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe* – kurz *kom•zen* – über ihre Vorgängerin.<sup>1</sup> Das Zentrum feiert 2017, im Erscheinungsjahr dieses Buchs, sein zehnjähriges Bestehen. Ulrika Zabel ist die Gründerin dieser Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis, zwischen Politik und Gesellschaft, zwischen Ehrenamtlichen und Profis. Den zehnten Geburtstag ihres »Babys« *kom•zen* kann sie nicht mehr miterleben. Sie starb am 17. September 2015. Dieses Buch erzählt ihre Lebensgeschichte.



Als Klaus Wowereit, damals Regierender Bürgermeister, Ulrika Zabel im Oktober 2014 den Berliner Verdienstorden verlieh, würdigte er ihr Engagement als »wichtigen Beitrag für ein gutes Zusammenleben in einer vielfältigen

---

<sup>1</sup> Nadia Nagie bei der Trauerfeier für Ulrika Zabel am 14.10.2015 auf dem Friedhof Heerstraße in Berlin

Metropole«. Vielfältigkeit charakterisiert die Bevölkerung Berlins. Mehr als ein Viertel der Einwohner hat einen Migrationshintergrund.<sup>2</sup> Menschen wanderten aus den verschiedensten Gründen und aus den verschiedensten Regionen der Welt nach Deutschland ein. So kamen in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts über »Anwerbeabkommen« mit Italien, Griechenland, der Türkei und weiteren Ländern Hunderttausende Arbeiter in die Bundesrepublik. Sie trugen maßgeblich zum »Wirtschaftswunder« bei. Später zogen ihre Frauen und Kinder nach. Aus Polen, Vietnam, Angola, Nicaragua und weiteren sozialistischen Staaten kamen Menschen ab den Sechzigerjahren in die DDR. Sie wurden als »Vertragsarbeiter« beschäftigt und erhielten in DDR-Betrieben eine Ausbildung. In den Achtzigerjahren stieg ihre Zahl stark an, die größte Gruppe bildeten die vietnamesischen Vertragsarbeiter. Nach der Wende 1989 blieb der Status vieler von ihnen unklar, man hatte sie schlicht im Einigungsvertrag vergessen. Viele wollten oder konnten nicht in ihre Heimat zurückkehren. Ebenfalls ab den Fünfzigerjahren kam eine weitere Gruppe von Migranten in die Bundesrepublik: die »Aussiedler«, Nachfahren von deutschen Auswanderern, die sich im Laufe der Jahrhunderte in Osteuropa niedergelassen hatten. Nach 1989 stieg die Zahl dieser Aussiedler, die ab 1993 Spätaussiedler hießen, weiter an. Es kamen zudem jüdische Migranten

---

<sup>2</sup> Das Amt für Statistik Berlin-Brandenburg beziffert den Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund im Jahr 2015 mit 28 Prozent (Quelle: Pressemitteilung des Amtes für Statistik Berlin-Brandenburg Nr. 110 vom 24. Mai 2017).

aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland. Vor dem Krieg auf dem Balkan flohen in den Neunzigerjahren Bewohner des zerfallenden Jugoslawiens in die Bundesrepublik.



Der demografische Wandel macht vor den vielfältigen Migranten-Communities nicht Halt. Lange galt der Mythos, dass Zuwandererfamilien ihre älteren Menschen gut integrieren. Inzwischen ist klar, dass auch Senioren mit Migrationshintergrund ambulant oder stationär gepflegt werden müssen, dass sie Beratung benötigen, wie sie ein würdiges Leben im Alter führen können. Sie haben spezifische Gewohnheiten, die in ihrer Kultur, ihrer Religion und ihrer Migrationsgeschichte begründet liegen. Diese Bedürfnisse wahr- und ernst zu nehmen, auf sie einzugehen, ist ein Teil der Interkulturellen Öffnung, für die sich Ulrika Zabel engagierte.

Als das zum ersten Mal geschah, gab es den Begriff »Interkulturelle Öffnung« noch nicht. Während ihrer Ausbildung zur Kinderkrankenschwester in Villingen-Schwenningen fiel ihr auf, dass Migrantinnen große Angst um ihre Kinder hatten und mit den Öffnungszeiten des Krankenhauses nicht klarkamen. Sie schlug flexiblere Zeiten vor. Das scheiterte am Widerstand ihrer Kolleginnen, die nicht einsehen wollten, warum sie ihre Gewohnheiten ändern sollten.

Neue Welten eröffneten sich Ulrika Zabel als sie 1974 nach Westberlin kam. Die Stadt war geprägt vom alternativen Denken und dem Lebensstil der Achtundsechziger-Generation. Ulrika ging in Konzerte, genoss die neue Freiheit und

arbeitete in einer Kinderklinik, in der sie wieder Kontakte zu Einwandererfamilien knüpfte. Sie setzte sich dafür ein, dass Kinder von ihren Eltern rund um die Uhr begleitet werden konnten. Heute ist das *Rooming-in* Standard.

Auf ausgetretenen Pfaden hielt es Ulrika beruflich wie privat nie lange aus, immer wieder ging sie neue Wege – das war ihr Lebenskonzept. Kinderkrankenschwester wollte sie auf Dauer nicht bleiben, die Pädagogik reizte sie. Also entschied sie sich für eine Ausbildung zur Erzieherin. In dieser Zeit begann sie, sich politisch zu engagieren, etwa in der Gewerkschaft, wo sie Streiks mitorganisierte – getreu ihrem Motto, dass nur etwas bewegen kann, wer sich einmischt. Später trat sie in die SPD ein und blieb bis zu ihrem Lebensende eine Verfechterin der Zusammenarbeit von SPD und PDS (später Die Linke).

Als Erzieherin kämpfte sie dafür, dass sich ihre Kita im Berliner Wedding auf die Bedürfnisse von Eltern und Kindern einstellte – nicht umgekehrt. Elternabende und Feste fanden zu Zeiten statt, an denen es den überwiegend türkischstämmigen Eltern passte. Auch das war eine Form der Interkulturellen Öffnung.

Ein Schülerladen im Wedding, den Ulrika ab 1986 – nach ihrem Studium der Sozialpädagogik – unter dem Dach der *Diakonie* mit aufbaute, bekam den beziehungsreichen Namen *Sonne*. Kinder aus Migrantenfamilien fanden dort Hilfe bei den Hausaufgaben, beim Spracherwerb, bei der Vorbereitung auf einen höheren Schulabschluss. Mädchen lernten, dass sie – wie sie es oft zu Hause erlebten – nicht im Schatten der Jungen stehen, sondern gleichberechtigt sind. Für viele der *Sonnen-Mädchen* – einige von ihnen erzählen in diesem Buch – stellte der Schülerladen die Weichen für ihr Leben.

Als Ulrika 1991 von der *Diakonie* zur *Caritas* und damit in die Migrationsberatung wechselte, gab sie ihr Wissen aus der Praxis als Dozentin an der *Katholischen Hochschule für Sozialwesen* in Berlin-Karlshorst weiter. Sie baute dort den Fachbereich Interkulturelle Soziale Arbeit mit auf. In der Migrationsberatung speiste sie ihre Klienten nicht damit ab, ihnen zu finanzieller Unterstützung zu verhelfen. Stattdessen machte sie ihnen Mut, aktiv zu werden, wenn nicht sofort in einem Job, dann ehrenamtlich.

Im Jahre 2000 gründeten Mitarbeiter aus Altenhilfe, Migrationsarbeit und angrenzenden Feldern die bundesweite *Charta für eine kultursensible Altenpflege* und verfassten ein Memorandum, das von allen Wohlfahrtsverbänden und weiteren Organisationen unterzeichnet wurde. Die *Caritas* in Berlin stieg mit dem Projekt *Alt werden in der Fremde*, das Ulrika entscheidend mitgestaltete, in diesen gesellschaftlichen Diskurs ein.

Die Zeiten, da behauptet wurde, Deutschland sei kein Einwanderungsland, sind vorbei. Dass unsere Gesellschaft multikulturell ist, lässt sich nicht mehr leugnen. Spätestens als 2015 Tausende Flüchtlinge aus Syrien, Afghanistan und dem Irak nach Deutschland kamen, wurde deutlich, dass die Interkulturelle Öffnung keine Kür, sondern Pflicht ist. Verwaltungen, Institutionen und Organisationen müssen ihre Einstellungen und Strukturen verändern, mehr Mitarbeiter mit Migrationshintergrund einstellen und ihre Angebote auf Menschen aus anderen Kulturen zuschneiden. Ulrika Zabel war dafür eine Vorreiterin.

Ihr wurde früh klar, dass in Berlin eine Schnittstelle nötig ist, die diesen Prozess für Senioren befördert und koordiniert.

So entstand das Konzept für das *Kompetenz Zentrum Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe*. Als 2013 zum ersten Mal Leitlinien der Berliner Seniorenpolitik veröffentlicht wurden, fand sich dort auch eine Leitlinie »Ältere Migrantinnen und Migranten«. Ulrika Zabel war maßgeblich daran beteiligt, dass der Senat die Bedürfnisse zugewanderter Senioren stärker in den Blick nahm. Politisch hatte sie sich parallel zum beruflichen Alltag über Jahre als Sprecherin der Arbeitsgemeinschaft Migration des Landesseniorenbeirats und in der AG Migration der Berliner SPD engagiert.

Als Ulrika Zabel an Krebs erkrankte und viele Monate im Hospiz verbrachte, wurde sie nicht müde, sich für Migranten zu engagieren. Zu sehen, wie mit den Angehörigen eines verstorbenen muslimischen Mannes umgegangen wurde – die schließlich so verstört waren, dass sie die Pfleger des Raumes verwiesen –, veranlasste sie, sich auch im Hospiz für die kultursensible Pflege einzusetzen.



Ulrika Zabel entschloss sich, über ihr Leben Auskunft zu geben, als sie bereits schwer erkrankt war. Sie gewann die Stiftung *Deutsche Klassenlotterie Berlin*, die das Buchprojekt finanzierte, sowie den *Verein Lebenserinnerungen e.V.* und das auf das Schreiben von Biografien spezialisierte Berliner Unternehmen *Rohnstock Biografien* als Partner.

Im Oktober 2014 und im März 2015 lud sie Wegbegleiter aus der Zeit im Weddingener Schülerladen *Sonne* in den Erzähl salon von *Rohnstock Biografien* ein, um sich gemeinsam mit ihnen zu erinnern. Sie war begeistert vom Konzept des

Erzählalons, bei dem Menschen zusammensitzen und wie in einem Puzzle aus vielen kleinen Erinnerungen ein großes Ganzes erschaffen.

Bei einem Integrations-Erzählalon, den Katrin Rohnstock, Inhaberin von *Rohnstock Biografien*, moderierte und in dem ältere deutsch- und jüngere türkeistämmige Frauen einander Geschichten aus ihrem Leben erzählten, hatten sich Ulrika Zabel und die Germanistin im September 2011 kennengelernt. Ulrika gefiel das gemeinsame Innehalten, Erinnern, Resümieren. Für sie bot der Erzählalon die adäquate Struktur für ihr Anliegen, Menschen verschiedener Kulturen gleichberechtigt zusammenzubringen.



Dieses Buch verfolgt in seinem Aufbau den Ansatz des kollektiven Erzählens: Es vereint viele Stimmen, die ein lebendiges Bild der Persönlichkeit Ulrika Zabels vermitteln, zugleich aber auch ein Stück Migrationsgeschichte erzählen und den schwierigen Prozess der Interkulturellen Öffnung darstellen. Zahlreiche Akteure auf diesem Feld geben Einblicke in ihre Arbeit und in ihr Leben. Wegbegleiter sprechen davon, dass Ulrika Menschen, mit denen sie zusammenarbeitete, keinen Fisch vorwarf, sondern sie zum Angeln einlud. Sie war eine Teamplayerin. Dieser Intention folgt das Buch.

Im April 2015 gab Ulrika Zabel Katrin Rohnstock ein mehrstündiges Interview. Darin erzählte sie von ihrer Kindheit in Kleve, Offenburg und ihrer Zeit im Internat in Hegne sowie von den ersten Jahren in Berlin. Die Verschlechterung ihres Zustandes verhinderte, die Interviews weiterzuführen.

So kommt sie lediglich im ersten Drittel dieses Buchs selbst zu Wort; im Fortgang erzählen Kollegen, Wegbegleiter, Freunde und Familienmitglieder ihre Biografie. Das ist vermutlich ganz in Ulrikas Sinn.

Ulrika hinterließ keine Liste, wer eingeladen werden sollte, um zu erzählen. So sprachen wir nach ihrem Tod Menschen an, die uns von Freunden und Kollegen empfohlen wurden oder die wir bei der Trauerfeier und bei einer Gedenkfeier ein Jahr nach ihrem Tod kennengelernt hatten. Falls wir jemanden vergessen haben, der gern erzählt hätte, bitten wir das zu entschuldigen.



Ulrika konnte hartnäckig sein, wenn ihr etwas unter den Nägeln brannte. Gern wird von Wegbegleitern kolportiert, sie habe sich nicht abwimmeln lassen: Wer sie zur Tür hinausschickte, musste damit rechnen, dass sie unverdrossen nach einer Hintertür suchte, um ihr Anliegen erneut vorzutragen. Mit dieser Unbedingtheit wurde sie ein Vorbild, eine Ikone. Wegbegleiter sehen in ihr eine Pionierin, manche gar die »Päpstin« der Interkulturellen Öffnung der Altenhilfe.

Ihre Lieblingsfarbe war Rot. Sie trug gern Kleidung in dieser Farbe, sie liebte rote Rosen. Rot steht für die Lebensfreude, die Ulrika Zabel prägte. Deshalb wählten wir für das Layout dieses Buchs rote Rosen als durchgängiges Motiv. Rot steht auch für die unglaubliche Energie dieser Frau, die wir gemeinsam mit allen Wegbegleitern durch dieses Buch in lebendiger Erinnerung halten möchten.

Wir danken allen, die dieses Projekt ermöglicht und unterstützt haben, insbesondere Ülker Radziwill und Raed Saleh, die durch ihre Initiative halfen, das Buch auf den Weg zu bringen, sowie der *Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin*, ohne deren finanzielle Zuwendung die Lebensgeschichte Ulrika Zabels nicht hätte aufgeschrieben werden können.

Berlin, im Juni 2017

*Katrin Rohnstock und Ralf Pasch im Auftrag von LEBENS-ERINNERUNGEN Verein zur Förderung lebensgeschichtlichen Erinnerns und biografischen Erzählens e. V.*



1. Kapitel

# Rebellion im Mädcheninternat





**V**ater und Mutter entstammen verschiedenen Kulturen. Wann immer die Widersprüche aufeinanderprallten, fühlte ich mich – in meiner Kindheit – als Brückenbauerin, die vermittelte und schlichtete.

**Ulrika Zabel  
erzählt**

Mein Vater Edmund, Jahrgang 1928, kommt vom Niederrhein. Sein Vater, Edmund Senior, hatte in Kleve ein Unternehmen mit bis zu zwanzig Mitarbeitern aufgebaut, das die Schuhindustrie und Schuster mit Sohlen, Leisten, Leder und Klebstoffen belieferte.

Vater besuchte ein Gymnasium mit Internat für gehobene Schichten in Bad Godesberg. Er wäre gern Arzt auf einem Schiff geworden – es zog ihn in die weite Welt. Doch das blieb ihm versagt, der Krieg machte einen Strich durch die Rechnung. In den letzten Kriegstagen wurde er zur Flak eingezogen.

Nach dem Krieg arbeitete er in der Firma seines Vaters. Großvater Edmund musste als ehemaliges NSDAP-Mitglied die Entnazifizierung über sich ergehen lassen. Die Strafe, die ihm auferlegt wurde, bestand darin, die Bürgersteige in Kleve zu fegen. Da die öffentliche Erniedrigung zu groß gewesen wäre, übernahm mein Vater diese Aufgabe für ihn. Die Familie war wohlhabend, Geld spielte keine Rolle, es gab ein Auto und Telefon.

Meine Mutter Margaretha, Jahrgang 1926, kam aus einer ganz anderen Kultur. Im Hochschwarzwald, nahe der Schweizer Grenze geboren, sprach sie kein Hochdeutsch, sondern den Dialekt der Gegend. In einem katholischen Internat in Hegne am Bodensee lernte sie bei Franziskanerinnen Hauswirtschaft und absolvierte in München eine Ausbildung im Hotelfach. Wie es Vater gelang, das Herz des

Schwarzwaldmädels für sich zu erobern, erfuhr ich nicht. Es hieß, er habe nichts anbrennen lassen ...

Verbürgt ist, dass er Margaretha traf, als er im Auftrag der Firma durchs Land reiste, um Kunden zu akquirieren. Auf einer seiner Touren landete er im Dezember 1946 – der schwere Hungerwinter war angebrochen – im Schwarzwald. Er wollte Weihnachten nicht zu Hause verbringen. Zwischen seinem evangelischen Vater und seiner katholischen Mutter kam es öfter zu Streit. Dem wollte er wenigstens an den Feiertagen aus dem Wege gehen. In dem kleinen Ort Rötenbach fragte er: »Wo kann man hier Weihnachten verbringen?«

»In der *Schattenmühle*«, riet ihm jemand. »Die haben ein paar Zimmer.«

Er fragte sich durch – mehr schlecht als recht, weil er den Dialekt der Leute nicht verstand. Endlich fand er den Hof. Zu dem Gut mit einer Mühle, die nicht nur das Getreide der umliegenden Bauern mahlte, sondern auch Strom produzierte, gehörte ein Gasthof mit Pension. Als Vater die Räume mit einem »Hallo!« betrat, stand plötzlich eine junge Frau mit langen Zöpfen und Strickstrümpfen vor ihm. Edmund muss sich auf den ersten Blick in Margaretha verliebt haben.

Am 5. Mai 1952 heirateten die beiden.

Schon kurz danach entschied Vater: »*Meine* Frau soll nicht arbeiten gehen! Ich bin in der Lage, die Familie allein zu ernähren.«

Mutter musste zu Hause bleiben, obwohl sie in ihrem Beruf sehr glücklich gewesen war. Sie wusste, was sie wollte. In der Ehe muss Vater ihr jedoch den Willen gebrochen haben, immer öfter gab sie klein bei. Dennoch war sie mir ein Vorbild: selbstbewusst und offen, den Menschen zugewandt.

Edmund und Margaretha zogen nach Kleve. Das große Haus der Eltern meines Vaters bot genügend Platz für zwei Familien. Mutter brachte eine üppige Aussteuer aus dem Schwarzwald mit, selbst Möbel waren eigens für sie angefertigt worden. Damit hatten ihre Schwiegereltern nicht gerechnet. Sie glaubten, Margaretha sei ein einfaches Mädel vom Lande, das nicht einmal wusste, wer Friedrich der Große war ...

Als ich am 1. Februar 1953 zur Welt kam, stand für meine Eltern fest, dass ich nach der in Hegne gestorbenen und verehrten Ordensschwester Ulrika benannt werde. 1987 wurde sie, lange nach ihrem Tod, seliggesprochen. Stolz müssen meine Eltern mit mir nach Hegne gefahren sein, um mich dort zu präsentieren: »Das ist unsere Ulrika!« Vater soll sich gar gewünscht haben: »Ulrika geht ins Kloster!«

**K**urz nachdem 1954 unsere Schwester Claudia zur Welt gekommen war, wurde Mutter schwer krank. Ulrika kam zu unserer Großmutter in den Schwarzwald. Etwa ein halbes Jahr blieb sie dort. In diesen Monaten fern der Eltern wuchs ein inniges Verhältnis zu den Großeltern. Als Mutter und Vater sie zurück nach Hause holen wollten, weinte Ulrika bitterlich. Unseren Eltern blieb nichts anderes übrig, als zu warten, bis das Kind nachts schlief und nicht mitbekam, wie sie mit ihm die Heimfahrt nach Kleve antraten.

**Michael Zabel  
erzählt**

*Ulrikas Bruder*

**S**pazierte ich mit Großvater Edmund – er trug stets Melone, Anzug, Krawatte und Stock – durch

**Ulrika Zabel  
erzählt**

Kleve, war alle paar Meter zu hören: »Guten Tag, Herr Zabel«, »Ach, Guten Tag, Herr Zabel!« Bei jedem »Guten Tag!« musste ich einen Knicks machen. Irgendwann wurde mir das zu bunt – ich weigerte mich. Großvater beschwerte sich zornig bei Mutter: »Da hast du dein verzogenes Gör! Bevor sie nicht einen Knicks macht vor den Leuten, gehe ich nicht mehr mit ihr aus!« Ich war nicht traurig, dass mir die Spaziergänge mit der unliebsamen Prozedur nun erspart blieben ...

Vater geriet mit seinem Bruder in Streit darüber, wer das Familienunternehmen bekommen sollte. Als er erfuhr, dass der Bruder hinter seinem Rücken die Firma übernehmen wollte, entschied Vater: »Wir gehen in die Heimat meiner Frau!« So zogen wir nach Freiburg und wenig später nach Offenburg.

**Michael Zabel** **I**ch erblickte 1956 das Licht der Welt. Da in **erzählt** Offenburg viele Italiener lebten, die bei Firmen wie *Burda* oder *Telefunken* arbeiteten, hatte ich im Kindergarten zwei italienische Spielkameraden.

Als Mutter wie jedes Jahr an Weihnachten Plätzchen gebacken hatte, gab sie mir eine Portion für den Kindergarten mit. »Begleite doch deinen Bruder«, bat sie Ulrika, »hilf, die Plätzchen in den Kindergarten zu tragen.« Ulrika, die in die dritte Klasse ging, war einverstanden. Doch sie bestand darauf, zuschauen zu dürfen, wie ich die Plätzchen an die anderen Kinder verteilte. Während ich die Dose mit den Plätzchen herumreichte, standen die beiden italienischen Kinder, die kaum Deutsch sprachen, abseits. Kaum hatte

Ulrika das bemerkt, machte sie den beiden mit Händen und Füßen klar, dass sie unbedingt auch von den Plätzchen kosten müssten. Der ganze Kindergarten schaute dem Treiben amüsiert und verwundert zu. Die beiden kleinen Italiener wussten nicht recht, was Ulrika von ihnen wollte. Sie gab nicht auf. Und tatsächlich ließen sich die beiden schüchternen Kinder von Ulrika überzeugen, vom deutschen Weihnachtsgebäck zu kosten.



Zu Hause spielte Ulrika oft Lehrerin – und sie war dabei recht streng. Claudia stank es, wenn sie Schülerin spielen musste, mir machte das hingegen nichts aus. Ulrika unterrichtete am liebsten Fremdsprachen. Da sie jedoch keine beherrschte, dachte sie sich eine merkwürdig klingende Fantasiesprache aus. Meine Freunde witzelten in einer Mischung aus Bewunderung und Verachtung: »Jetzt gehen wir wieder zu der verrückten Schwester von Michael. Die spricht so einen tollen Dialekt, den kein Mensch versteht!«

In der Familie und bei Bekannten galt Ulrika als weiblicher »Hansdampf in allen Gassen!« Sie war überall und nirgends. »Ulriika«, hallte Mutters Stimme durch die Straße, wenn ihre ältere Tochter nirgendwo zu sehen war.

Ulrika mochte es, sich Anlässe zum Feiern auszudenken. »Heute feiern wir meinen fünfundvierzigsten Schultag!«, schlug sie vor, oder: »Ich habe ein neues Fahrrad bekommen, das müssen wir feiern!« Wurden an Weihnachten oder zu anderen Anlässen Geschenke verteilt, ließ Ulrika mir und Claudia stets den Vortritt, sie stellte sich hinten an. Auch wenn sie selbst Geburtstag hatte, nahm sie ihre Geschenke nur zögerlich entgegen. Claudia und ich fragten uns: »Weshalb zielt sie sich so?« Eine Antwort fanden wir nicht.

Weihnachten war für Ulrika – das blieb ihr Leben lang so – ein wichtiges Fest. Sie tat alles dafür, dass es ausgiebig und mit allem Brimborium zelebriert wurde. Gemeinsam sammelten wir im Wald Moos und drapierten es zu Hause auf der Weihnachtskrippe. Der Weihnachtsbaum musste mit viel Lametta und echten Kerzen – darauf legte Ulrika Wert – geschmückt werden. An Heiligabend spielte ich zur Feier des Tages Weihnachtslieder auf dem Akkordeon, danach beteten wir. Vater las die Weihnachtsgeschichte vor. Erst nachdem wir nochmals gebetet und erneut gesungen hatten, gab es endlich die Geschenke. Am ersten Feiertag gingen wir zur Christmette.

Unser Vater hatte in seiner Kindheit miterlebt, dass ein Weihnachtsbaum in Flammen aufging. Deshalb stand unter dem Baum seiner Eltern stets ein Eimer Wasser. Wir machten uns darüber lustig. In einem Jahr jedoch – es muss ein paar Tage nach Weihnachten, Anfang Januar, gewesen sein – zündeten wir Wunderkerzen an und hingen sie an unseren Baum. Ein Funke entzündete einen Zweig und in Windeseile brannte es lichterloh. Geistesgegenwärtig riss Vater ein Fenster auf und warf den brennenden Baum hinaus.

Hatte Ulrika sich etwas in den Kopf gesetzt, ließ sie nicht locker, bis sie ihr Ziel erreicht hatte. »Heute gibt es Kartoffeln, Bohnen und Schnitzel«, kündigte Mutter eines Tages an, »aber es gibt keine Soße, ich habe vergessen, welche zu kaufen ...«

Ulrika mäkelte: »Ooch, ich hätte aber so gerne Soße. Schnitzel und Kartoffeln ohne Soße schmeckt doch nicht ...«

Mutter wiederholte genervt: »Ulrika, ich habe aber keine Soße!«

Ulrika quengelte so lange, bis Mutter der Kragen platzte und sie bei den Nachbarn – wir wohnten in einem Drei-Familien-Haus – nach Soße fragte. Als das Essen endlich fertig war und wir bei Tisch saßen, goss Mutter – als wolle sie Ulrika ihre Dickköpfigkeit heimzahlen – so viel Soße auf den Teller, dass sie fast über den Rand lief. Ulrika löffelte die Soße genüsslich aus, hatte sie doch ihr Ziel erreicht.

Wenn wir Kinder etwas angestellt hatten, kassierten wir oft eine Strafe. Unsere Eltern gingen nicht zimperlich mit uns um. Mitunter war jedoch unklar, wer der Übeltäter gewesen war. Einmal kam ich nach Hause und fragte Claudia: »Wo ist denn Ulrika?«

»Die ist im Keller ...«

Ich lief hinunter und erfuhr, dass Mutter Ulrika eingesperrt hatte, obwohl nicht sie, sondern Claudia etwas angestellt hatte. Ich war empört und beschloss, mit ihr so lange in der Dunkelheit auszuharren, bis wir wieder nach oben gerufen wurden.

# Hosen statt Kleider

**Ulrika Zabel erzählt** So wie es meine Eltern für mich vorgesehen hatten, kam ich mit fünfzehn in das Internat, in dem Mutter Hauswirtschaft gelernt hatte. Sie hatte diesen Ort stets in den schönsten Farben gemalt und nicht umsonst mit Vater die Hochzeitsreise dorthin unternommen. Als ich in Hegne ankam, wurde mir klar: Sie hatte recht. Die unmittelbar am Bodensee gelegene Gemeinde ist wunderschön. Schwester Ignatia, die schon Mutter unterrichtet hatte, nahm mich unter ihre Fittiche und kümmerte sich hingebungsvoll um mich.

Im Internat sollten wir Mädchen lernen, gute Ehefrauen zu werden. Auf unserem Stundenplan in Hauswirtschaft stand neben dem Kochen das Bügeln der Hemden aller Priester. Den dicken Stoff ohne Dampfbügeleisen zu plätten, war eine Tortur.

Mindestens genauso wichtig wie die Hauswirtschaft, wenn nicht gar noch wichtiger, war der Religionsunterricht. Wir lebten nach dem katholischen Festtagskalender, doch nicht nur an den Feiertagen war der Kirchenbesuch obligatorisch. Daneben bekamen wir ein paar Stunden Unterricht in Deutsch und Geschichte. Ich lernte im Internat viel über mich, mir wurde bewusst: Ich lasse mich nicht einsperren.



Einmal in der Woche, am Donnerstagabend, kam eine Schwester in unser Zimmer: »Lasst uns beten, damit ihr alle einen guten Mann findet!«

»Wie«, fragte ich spitzbübisch, »nur einen?« Meine Freundin Anna Hammermeister verschluckt sich fast vor Schreck.

»Natürlich, nur einen!«, entgegnete die Schwester mit strenger Miene. »Was denkst du denn!?« Es war klar, dass der einzige für uns Auserwählte natürlich katholisch sein musste.

Anna wurde im Internat meine beste Freundin. In ihrer besonnenen Art beschützte sie mich davor, all zu oft ins Fettnäpfchen zu treten. Ich schätze an ihr, dass sie mich nie kritisierte, sondern stets respektvoll darauf hinwies, wenn Ungemach drohte.

Zu Hause war ich es gewohnt, mich nackt zu waschen. Auch meine Geschwister und unsere Eltern gingen unbefangen damit um. Im Internat – wir schliefen zu dritt in einem Zimmer, an jedem Bett gab es ein Waschbecken – zog ich mich beim Waschen aus. Da betrat eine Schwester das Zimmer, erschrak bei meinem Anblick und wankte rückwärts wieder hinaus. Flugs zog ich mir etwas über.

»Ihr duscht euch doch einmal in der Woche«, belehrte mich die erzürnte Schwester, »da müsst ihr euch doch nicht nackt waschen.«

»Ich brauche das aber!«, entgegnete ich barsch.

Es war nicht das letzte Mal, dass ich aneckte.

Ich hatte seit jeher Hosen und offene Haare getragen. Im Internat war das verboten. Als ich wieder einmal vor der Wahl stand, was ich anziehen sollte, entschied ich, auf die Regeln zu pfeifen. Anna flehte mich an: »Tu mir einen Gefallen, bind dir einen Zopf und zieh dieses Kleid an!«

Sie griff nach einem Sommerkleid, das einen etwas kurzen Saum hatte. Ich ließ mich überreden. Doch kaum hatte mich eine der Schwestern gesichtet, kassierte ich schon wieder eine

Rüge: »Dieses Sommerkleid wird nicht mehr angezogen!«  
Ich protestierte: »Hosen darf ich nicht tragen, dieses Kleid ist auch nicht recht – am Ende habe ich gar nichts mehr zum Anziehen ...«

»Schreib nach Hause, deine Eltern sollen dir ein längeres Kleid schicken!«, lautete der Befehl.

Um solchem Ärger aus dem Weg zu gehen und trotzdem nicht klein beizugeben, dachte ich mir eine andere Strategie aus: Unternahm ich mit Anna einen Ausflug ins nahe Konstanz, band ich meine Haare brav zusammen und zog ein Kleid in der richtigen Länge an. Die halbstündige Zugfahrt bot genügend Zeit, mich auf der Toilette umzuziehen. Ich schlüpfte in eine Hose, öffnete die Haare und schminkte mich – für Anna vollkommen undenkbar. Sie war fasziniert von mir. Alles, was sie sich nicht traute, lebte ich aus. Sie behauptete, die Männer würden mir nachschauen, wenn wir durch die Straßen von Konstanz schlenderten, und der Apotheker hätte alles fallen lassen, als wir bei ihm etwas kaufen wollten ...

Am Ende meiner Zeit in Hegne stand für mich eines fest: Du wirst dein Leben nicht als brave Hausfrau fristen! Ich wollte einen Beruf lernen, selbstständig werden. Wann ich den für mich bestimmten Mann finden würde, für den wir jede Woche gebetet hatten, überließ ich vorerst dem Schicksal.



Ich wälzte Gedanken, welcher Beruf wohl der richtige für mich sein könnte. Kinderkrankenschwester kam mir in den Sinn. Je länger ich darüber nachdachte, desto besser gefiel mir die Idee.

Den praktischen Teil meiner Ausbildung absolvierte ich in Villingen. Dort begegnete ich zum ersten Mal sogenannten

Gastarbeitern, türkischen und italienischen Migranten, die im Fernseh- und Radiowerk SABA arbeiteten.

In unserem Krankenhaus gab es wie überall feste Besuchszeiten: Ab fünfzehn Uhr durften die Eltern ihre Kinder sehen. Den italienischen Müttern behagte es jedoch nicht, dass ihre Kinder in fremden Händen waren. Sofort nach Arbeitsschluss eilten sie in die Klinik und ab vierzehn Uhr schrillte unablässig die Stationsklingel. Das *Rooming-in*, das Eltern erlaubt, die Zeit mit ihren Kindern in der Klinik zu verbringen, um den Heilungsprozess zu fördern, war damals noch nicht üblich.

Meine Kolleginnen tobten: »Diese Italienerinnen nerven total!«

Ich war ganz ihrer Meinung. Doch dann beobachtete ich, wie ängstlich die Mütter waren, als wir Punkt fünfzehn Uhr die Tür öffneten. Aufgeregt und in großer Sorge liefen sie in die Zimmer. Das konnte nicht spurlos an den kranken Kindern vorübergehen.

Ich sprach meine Kolleginnen an: »Wir haben doch gelernt, dass zum positiven Krankheitsverlauf bei Kindern der Bezug zur Mutter sehr wichtig ist«, argumentierte ich. »Wenn wir die Mütter aussperren, sie voller Angst zu uns kommen und besorgt wieder gehen, bekommen die Kinder das mit.«

Ich schlug vor, die Besuchszeiten zu ändern, sodass sie früher begännen oder später endeten. »Was du dir so ausdenkst! Es genügt doch, wenn die Kinder zwei Stunden ihre Mütter sehen!«, protestierten die Schwestern.

»Ich glaub, das reicht nicht!«

»Bei den Deutschen reicht das doch auch.«

»Die sind es gewohnt. Da kommt die Mutter mit dem

Bewusstsein, dass sie lediglich zwei Stunden bleiben darf, die Kinder wissen das dann auch. Die türkische oder italienische Mutter ist der Meinung: Ich bleibe so lange, bis mein Kind schläft.«

»Das würde denen so gefallen! Es genügt schon, dass wir sie zwei Stunden an der Backe haben! Die verstehen sowieso nichts, die sollen erst mal Deutsch lernen ...«



Ich wollte lernen, diese Mütter zu verstehen. Ließ es meine Zeit zu, setzte ich mich zu ihnen und hörte mir ihre Sorgen an. Die Türkinnen und Italienerinnen spürten sehr bald, dass ich sie verstand. »Können Sie sich nicht um mein Kind kümmern?«, baten sie mich.

Ich versuchte, ihnen klarzumachen, dass es eine Aufteilung gab, welche Schwester sich um welche Kinder kümmerte. »Ach bitte, schauen Sie doch mal nach meinem Kind«, bekam ich immer wieder zu hören.

Meine Kolleginnen waren sauer: »Da siehst du, was du angerichtet hast!«

Eine sagte schnippisch: »Mir macht das gar nichts aus, ich leg dir zehn Kinder ins Zimmer, dann kannst du zusehen, wie du klarkommst!«

Von da an wurde ich geschnitten, wo es ging. Auf Dauer konnte ich dieses Klima nicht ertragen.

Ich erzählte der Schulschwester davon. Sie versprach mir, dass sie das Problem mit den Besuchszeiten zum Thema machen würde. In einer Besprechung kam sie darauf zurück: »Wir müssen uns darüber klarwerden, dass die Gastarbeiter nicht nur ein paar Jahre bleiben, wir müssen uns darauf einstellen, dass wir dauerhaft zusammenleben. Fangen wir bei uns damit an. Vielleicht können wir die Besuchszeiten verlängern?«

Die Empörung war groß: »Wir wollen keine längeren Besuchszeiten!«, protestierten die anderen Schwestern. »Da haben wir viel mehr Arbeit.«

Die Debatte zog sich hin. »Den ganzen Schlamassel haben wir dir zu verdanken!«, musste ich mir anhören.

Die Aufregung war umsonst, es blieb alles beim Alten, die Besuchszeiten veränderten sich nicht. Mir eilte nun ein schlechter Ruf voraus.

Während der Ausbildung wurden wir halbjährlich auf eine andere Station versetzt, um möglichst viele Erfahrungen zu sammeln. Als ich wieder einmal die Station wechselte, begrüßte mich eine Schwester mit den Worten: »Fangen Sie hier bloß keine Sonderheiten für die Ausländer an!«

In dieser Zeit wurden etliche Zuwanderer abgeschoben, ihre Kinder mussten in Deutschland bleiben und kamen in Heim. Auch unserer Klinik war ein solches Heim angegliedert und im Rahmen meiner Ausbildung machte ich dort Station. Die Schwestern waren Franziskanerinnen, wegen meiner Internatszeit in Hegne besaß ich einen Bonus bei ihnen. Ich verstand mich gut mit der allseits gefürchteten Schwester Milgitta, die niemand gern als Ausbilderin hatte.

Ich wollte etwas für die Heimkinder tun, überlegte hin und her, wie ich das leisten könnte. Mir war klar, dass ich nur beschränkte Möglichkeiten besaß. Doch alles war besser, als sie ihrem Schicksal zu überlassen. Schwester Milgitta gestattete mir, ein oder sogar zwei Kinder mitzunehmen, wenn ich alle vierzehn Tage am Wochenende zu meinen Eltern fuhr. Wenigstens für einen Moment konnte ich ihnen so etwas Geborgenheit bieten. Die Kinder landeten, so erfuhr ich, später in einem Jugendheim.



»Was hast du denn in  
der Schule gelernt?«

**Ulrika Zabel** **erzählt** **V**illingen liegt nicht weit von der französischen Grenze entfernt. Als ich mit meinem Freund Bernd Urlaubspläne schmiedete und wir uns mit Blick auf unseren schmalen Geldbeutel für ein möglichst nahes Ziel entscheiden mussten, beschlossen wir, in Frankreich zu zelten. Unser Ziel war ein Campingplatz in Paris. Trotz einer Straßenkarte fanden wir den Platz nicht. Ich wollte nach dem Weg fragen und sprach einen älteren Herrn an. Kaum hörte dieser meinen starken deutschen Akzent, begann er zu schimpfen: »Fasciste! Allemand! Fasciste!« Verstört stieg ich wieder ins Auto und fragte Bernd: »Was ist ein Faschist?«

»Wie, hat der dich etwa so genannt?«

»Ja. Was meint er damit?«

»Das war sicher ein *Résistance*-Kämpfer, der gegen die Nazis gekämpft hat.«

»Was für ein Kämpfer?«, hakte ich nach.

»Was hast du eigentlich in der Schule gelernt?«, fragte Bernd mit hochgezogenen Augenbrauen.

Ich musste eingestehen, dass ich gar nichts wusste – erst recht nichts über die Zeit zwischen 1933 und 1945. Im Mädcheninternat in Hegne hatten wir lediglich etwas über die Französische Revolution, das deutsche Kaiserreich, den Ersten Weltkrieg gehört. Über den Völkermord an den Juden

während der Nazizeit erfuhren wir nichts. Bernd hingegen kannte sich in der Geschichte sehr gut aus. Ich löcherte ihn mit meinen Fragen. Wir sprachen über den Nationalsozialismus, die Konzentrationslager. »In Dachau waren nicht nur Kriminelle?«, fragte ich ungläubig.

»Oh Gott, wo hast du das denn gehört?«

»Könnten wir nicht mal nach Dachau fahren?«, bettelte ich.

»Wir können das auf dem Rückweg mit einem Besuch in München verbinden, ich habe dort einen Freund.«

Bereits 1965 wurde auf dem Gelände des ehemaligen Lagers Dachau eine Gedenkstätte errichtet, doch an den Straßen mussten wir nach Hinweisschildern suchen. Als wir endlich ankamen und uns auf dem Lagergelände mit den einstigen Baracken umschaute, erschrak ich. Dachau hatte zwar nicht als Vernichtungslager gedient, doch Tausende Menschen wurden dort ermordet, weil sie Gegner der Nazis gewesen waren. Schon 1933 gegründet, war das KZ bis 1945 deutlich länger als andere Lager in Betrieb gewesen. Warum hatte ich bisher nichts darüber erfahren?

Eines hatte dieser Urlaub bewirkt: Mein Interesse für die Geschichte war geweckt. Ich wollte mehr über politische Zusammenhänge erfahren.

1973 putschte das Militär in Chile gegen den drei Jahre zuvor demokratisch gewählten sozialistischen Präsidenten Salvador Allende. Ich wollte mehr darüber wissen. Bernd drückte mir *Chile, ein Schwarzbuch* in die Hände: »Bevor du mich weiter löcherst, lies das!«

Ich verschlang es und erfuhr, dass der Putsch von den USA gesteuert worden war. Die Amerikaner, die gemeinsam mit den Alliierten Hitler gestürzt hatten, sollten einen grausamen



Diktator wie Pinochet in den Sattel gehoben haben?

»Das kann nicht stimmen, was da drinsteht!«, rief ich verwundert aus. Ich konnte es nicht glauben. »Das ist doch zu offensichtlich! Da muss man doch eingreifen!«

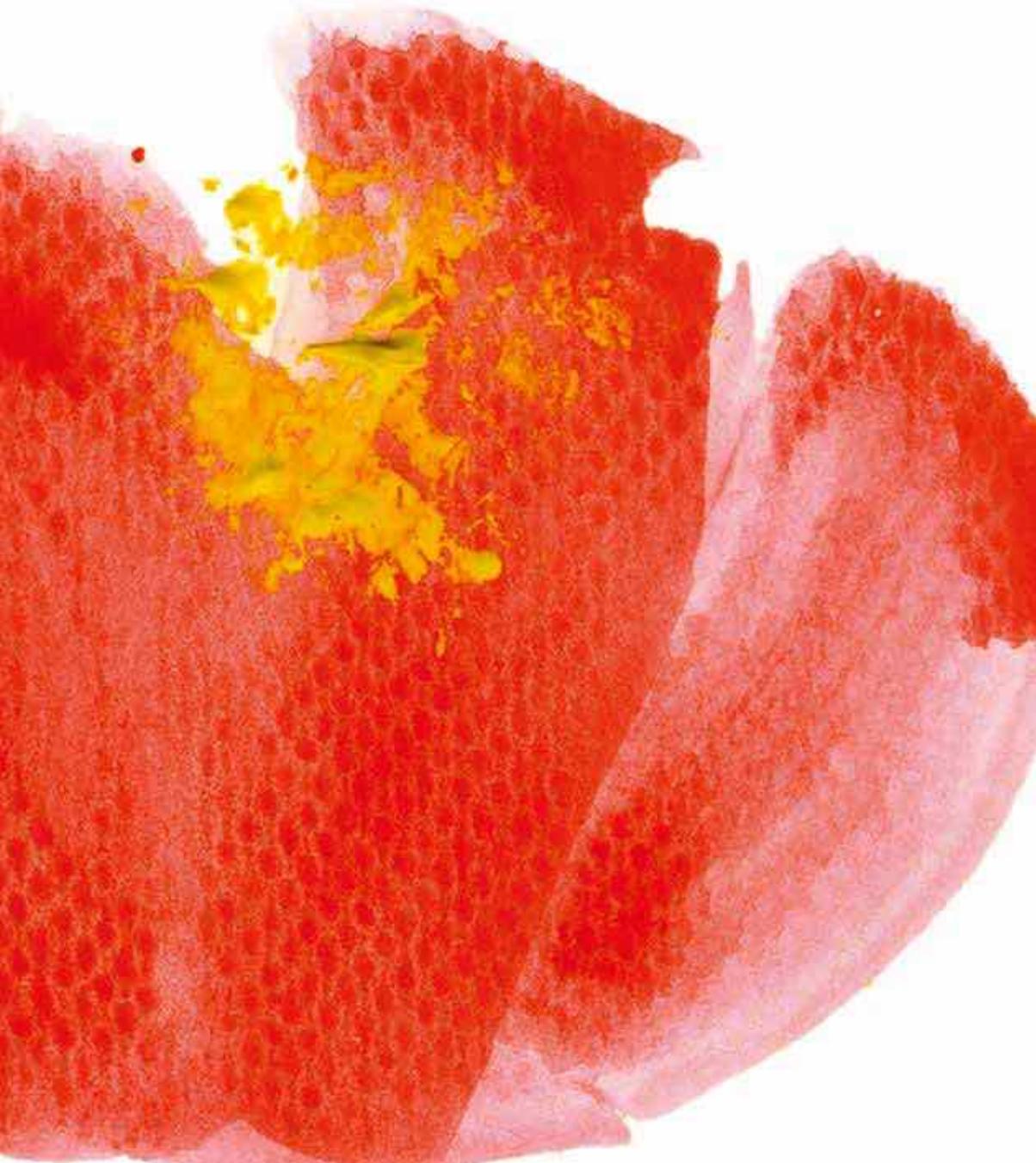
Bernd stimmte mir zu, doch schulterzuckend erklärte er: »Ja, aber es greift niemand ein ...«

In Villingen hörte ich zum ersten Mal den Liedermacher Hannes Wader. Mit seinen langen Haaren war er mir auf einem Plakat aufgefallen. Ich ließ kein Konzert von ihm aus. Seine provokanten Texte hatten ihn zum Star der linksalternativen Szene gemacht. Er vertrat die These: Die Gesellschaft ist, wie sie ist, weil die Menschen sich entsprechend verhalten; der Mensch ist nicht Opfer eines Systems. Ein Journalist soll ihn gefragt haben: »Glauben Sie, dass Sie mit Ihren Liedern die Welt verändern können?«

Waders Antwort: »Nein, aber der Anspruch steht im Raum.« Das imponierte mir.

## 2. Kapitel

# Berliner Freiheit





**K**aum hatte ich das Examen als Kinderkrankenschwester in der Tasche, drängten mich meine Eltern: »Wann wird endlich geheiratet?« »Noch lange nicht!«, sagte ich mir. Ich wollte die Freiheit genießen, bevor ich mich binden würde. Doch um wirklich selbstständig leben zu können, musste ich mich von meinen Eltern abnabeln.

**Ulrika Zabel  
erzählt**

Meine Schwester Claudia studierte in Westberlin. Das war ein Anknüpfungspunkt, und die Stadt mit ihrem speziellen Charme reizte mich. Doch um dort zu leben, musste ich Arbeit finden. Kaum hatte ich an das Arbeitsamt geschrieben, bekam ich fünf Angebote. Ich entschied mich für eine Stelle in einem Kinderkrankenhaus in Lichtenrade.

Kolleginnen aus dem Krankenhaus luden mich ein, mit ihnen nach Feierabend um die Häuser zu ziehen. In Berliner Folk Pubs traten Reinhard Mey, Franz Josef Degenhardt oder Klaus Hoffmann auf, auch Hannes Wader, den ich schon in Villingen bewundert hatte. Bei diesen Konzerten traf ich viele Leute aus der linksalternativen Szene.

Wir konnten die ganze Nacht durchfeiern, eine Sperrstunde gab es in Berlin nicht. Manchmal hielt ich bis zum nächsten Morgen durch, frühstückte und ging anschließend zum Dienst. Ich genoss, dass niemand fragte: Wann heiratest du? Wann kommen die Kinder?

Obwohl Claudia elf Monate jünger war als ich, wurde sie stets für die Ältere gehalten. Schon als Kind hatte ich in ihrem Schatten gestanden. Unser Vater sah in ihr die Schöneren, die Klügere. Diese Meinung schien in Berlin weiter zu wirken. Einmal fragte mich ein Mann: »Wieso stellst du dich so bescheiden in den Hintergrund?«

»Weil sich alle doch nur für meine tolle Schwester interessieren ...«, antwortete ich beleidigt.

»Deine tolle Schwester?«, fragte er überrascht. »Ich interessiere mich für *dich!*«

So lernte ich Volker Rapp kennen, der bald darauf mein Freund wurde.

**Volker Rapp**  
**erzählt**

*Ehemaliger  
Lebensgefährte*

**Z**wischen Ulrika und mir funkte es sofort. Ich studierte Sozialpädagogik an der *Freien Universität Berlin*. Ulrikas Schwester Claudia war eine Kommilitonin von mir. Im Winter 1976 verabredete ich mich mit Claudia und ihrem Freund zum Skifahren im Schwarzwald. Weihnachten verbrachten wir bei Claudias Eltern. Dort traf ich Ulrika wieder.

**Ulrika Zabel**  
**erzählt**

**I**ch trat in die *Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV)* ein, lief am 1. Mai bei der Demonstration mit. Je tiefer ich in die linke Szene eindrang, umso intensiver erlebte ich die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen linken Splittergruppen mit, die sich buchstäblich bekriegten. Ich war zwischen den verschiedenen Strömungen und meiner Arbeit in der Gewerkschaft hin- und hergerissen. »Ulrika, du kommst doch zu unserem Treffen!?, fragten die einen. »Ulrika, du verteilst doch Zeitungen für uns?«, bedrängten mich die anderen.

Ich fand die *Sozialistische Einheitspartei Westberlins (SEW)* am pragmatischsten. Abgesehen von einigen Intellektuellen

waren die meisten Mitglieder selbst Arbeiter. Statt um die Auslegung der Schriften von Lenin oder Mao Zedong zu streiten, ging es der SEW um die Veränderung der Bedingungen am Arbeitsplatz. Sollten in einem Unternehmen Stellen gestrichen werden, entschied die SEW: »Da müssen wir hin! Streiken! Flugblätter verteilen!« Das fand ich sinnvoll. Die anderen sogenannten K-Gruppen hatten oft keine Ahnung von den Problemen jener Menschen, für deren Rechte sie angeblich kämpften.

**U**lrika war eine Frau voller Power. Als ich zum ersten Mal ihre Küche in Berlin betrat, erschrak ich: Alles war rot. Auf den ersten Blick fand ich es grauenhaft. Doch ich lernte nach und nach, dass diese Farbe Ulrikas Charakter am besten zum Ausdruck brachte. Ich erlebte es selten, dass sie nur gemütlich spazieren ging, langsam zu laufen, schien ihr ein Grauen zu sein. Sie schritt stets kraftvoll voran – zack, zack, zack –, immer ein Ziel vor Augen.

**Volker Rapp  
erzählt**



**S**ollte ich auf Dauer Kinderkrankenschwester bleiben? Mich reizte die Pädagogik. Wenn man in der Gesellschaft etwas verändern konnte, dann am ehesten bei Kindern und Jugendlichen. Ich wollte Erzieherin werden, musste jedoch Geld verdienen. Mein Arbeitgeber gestattete mir, eine berufsbegleitende Ausbildung zur Erzieherin zu absolvieren – unter der Bedingung, dass ich nach Abschluss der Ausbildung nicht sofort kündigte.

**Ulrika Zabel  
erzählt**

Der Unterricht fand am Montag und am Freitag statt. Obwohl mich das Krankenhaus dafür freistellte, musste ich meine vierzig Stunden Arbeit pro Woche ableisten. Ich schuftete Dienstag, Mittwoch und Donnerstag jeweils zwölf oder mehr Stunden in der Klinik.

Während der Erzieherinnenausbildung erweiterte sich mein politischer Horizont enorm. Zu meinem Glück hatten wir einen Historiker als Geschichtslehrer, von dem ich zum ersten Mal fundiertes Wissen vermittelt bekam. Den praktischen Teil meiner Ausbildung absolvierte ich in einer Kindertagesstätte am Leopoldplatz im Wedding.

**Volker Rapp** **erzählt** **A**ls Ulrika bei der Arbeit erlebte, wie ihre Kolleginnen mit den Kleinen umgingen, war sie entsetzt. Sie fand es grauenhaft, dass die Kinder auf Töpfchen gesetzt und dort festgebunden wurden, bis sie ihr Geschäft erledigt hatten. Doch Ulrika war als Auszubildende nicht in der Position, um die festgefahrenen Strukturen zu ändern. Sie hielt es nicht lange am Leopoldplatz aus und suchte nach einer anderen Kita. In der Stettiner Straße wurde sie fündig – dort konnte sie endlich mitgestalten.

**Angelika Klahr** **erzählt** **N**eben einer Kita und einem Hort, in dem ich arbeitete, gab es in unserer Einrichtung eine Krippe. In dieser beendete Ulrika ihre Ausbildung. Sie war eine engagierte junge Frau. Von Beginn an wollte sie mitgestalten, obwohl sie die Ausbildung noch nicht abgeschlossen hatte.

*Kollegin in der Kita  
Stettiner Straße*

Durch ihr Engagement prägte sie auch mich politisch. Sie sorgte dafür, dass ich und einige Kolleginnen aus der Kita in die Gewerkschaft ÖTV eintraten. Gemeinsam mit Ulrika besuchte ich Veranstaltungen der Gewerkschaft. Am Abend vor dem 1. Mai feierten wir in meiner Frauen-WG eine politische Walpurgisnacht: Während sich Schallplatten mit politischer Musik, unter anderem von Hans Eisler, drehten, malten wir Plakate für die Mai-Demo am nächsten Tag. Politische Dimension besaßen für Ulrika auch die Entscheidungen, welche Ausflüge wir mit unserer Hortgruppe unternahmen. So verbrachten wir einmal mit zwölf von unserern Kindern eine vierzehntägige Hortreise in einem Haus für Kriegsdienstverweigerer. Für Ulrika war das nicht »nur ein Ausflug zum Spaß«.



Wir betreuten in unserer Hortgruppe auch Kinder von Zuwanderern und mussten lernen, dass es ihren Eltern oft nicht passte, wie wir an unsere Aufgabe herangingen. Als wir mit den Kindern ein Wochenende in der Kita Stettiner Straße verbringen wollten und dort auch eine Übernachtung planten, stellten sich die Eltern einiger Mädchen quer; als wir Schwimmen gehen wollten, durften einige muslimische Mädchen nicht mitkommen. In unserer Ausbildung hatten wir – die wir für die Emanzipation des weiblichen Geschlechts stritten – schlicht nicht gelernt, mit solchen kulturellen Konflikten umzugehen. Ulrika bemühte sich, in Gesprächen mit den Eltern, die Probleme zu lösen. Das gelang ihr allerdings nicht immer.

Als Ulrika nach dem Ende ihrer Ausbildung eine Stelle in der Krippe unseres Hauses bekam, hatte ich die Einrichtung schon verlassen.

**Ulrika Zabel** **erzählt** Im Jahr 1980 stand ein Streik der Mitarbeiterinnen von Westberliner Kindertagesstätten an. Wir wollten erreichen, dass die Gruppen verkleinert und wir besser bezahlt würden. Als Gewerkschaftsfrau organisierte ich diesen Streik mit. Wir mussten unsere Kolleginnen davon überzeugen, dass die Kindertagesstätten geschlossen blieben. Und auch den Müttern mussten wir klarmachen, dass sie ihre Kinder am Streiktag anderweitig unterbringen müssten. Mir taten die Frauen leid, deren Arbeit früh um sechs Uhr begann und die wegen des Streiks sicher Probleme bekamen. Ich erklärte ihnen, weshalb wir streiken, dass es ihren Kindern zugutekäme, wenn die Gruppen kleiner wären und wir Erzieherinnen besser verdienten. Viele Mütter waren einsichtig und beruhigten mich: »Wir kriegen das schon irgendwie hin ...«

**Ulrike Abmann** **erzählt** *Befreundete Familie* Ulrika bekam mit, dass viele Mütter mit den Öffnungszeiten der Kita Probleme hatten. Die Kita öffnete um sechs Uhr, viele Mütter mussten um diese Zeit schon bei der Arbeit sein. Sie schlug vor, etwas eher zu öffnen. Doch keine ihrer Kolleginnen war bereit, vor sechs Uhr anzufangen. So beschloss sie, als Einzige früher zu beginnen. Sie kam um halb sechs. Da sie nicht um die Ecke wohnte, musste sie bereits vor fünf Uhr zu Hause aufbrechen.

Ulrika fand mit ihrer offenen und ungezwungenen Art schnell Zugang zu den Müttern. Ihr erzählten sie, wenn die Kinder krank waren – ein Vertrauensbeweis, denn Kitas durften keine kranken Kinder annehmen. Doch Ulrika drückte ein Auge zu. Wenn ein Kind zum Beispiel nur Fieber hatte,

nahm sie es trotzdem auf, damit die Mutter zur Arbeit gehen konnte. Stand es schlimmer um ein Kind, rief Ulrika den Arbeitgeber der Mutter an. Viele von ihnen glaubten einer türkischen Mutter oft nicht und unterstellten ihr, sie habe eine Ausrede erfunden, um nicht arbeiten gehen zu müssen.



**W**ährend meiner Weiterbildung zur Fachärztin im Krankenhaus des *Evangelischen Johannesstifts* in Spandau war ich froh, dass ich für meine Tochter Ulrika 1980 einen Platz in der Betriebs-Kita gefunden hatte. Ulrika Zabel absolvierte dort ein Praktikum. Weil ich in meiner Klinik so viel um die Ohren hatte

**Jutta Abmann**  
**erzählt**

*Befreundete Familie*

und mein Mann in Neukölln arbeitete, war ich meist eine der Letzten, die ihr Kind abholten. Kam ich so mit Ulrika ins Gespräch? Oder war unser erster Anknüpfungspunkt der Zufall, dass meine Tochter Ulrike hieß?

Es kann nicht unsere erste Unterhaltung gewesen sein, als ich Ulrika eines Tages fragte: »Wie kommen Sie eigentlich nach Hause?«

»Na mit Bus und Bahn ...«

Da wir in Charlottenburg wohnten, schlug ich vor: »Dann nehme ich Sie bis Ruhleben mit dem Auto mit!«

Daraus wurde eine Fahrgemeinschaft. Während unserer Fahrten lernte ich Ulrika besser kennen. Sie erzählte, dass sie Sozialpädagogik studierte. Um das Studium finanzieren zu können, jobbte sie hier und da, suchte jedoch zusätzlich nach einem festen Job.

Da meine Haushaltshilfe kürzlich gekündigt hatte, rief ich

aus: »Das passt ja prima! Sie können mir bei den Kindern und im Haushalt helfen.« Meine zweite Tochter war unterwegs, ich wollte nach der Entbindung bald wieder arbeiten, um meine Weiterbildung fortzusetzen. Ulrika willigte sofort ein und kam von da an regelmäßig zu uns. Sie betrachtete ihre Arbeit bei uns niemals nur als einen weiteren Job. Sie hütete die Kinder und half im Haushalt, war Ersatzmutter, Diätköchin, Erzieherin und für meine Schwiegereltern wie eine Tochter.

Als Christiane, meine zweite Tochter, geboren war, hatte ich ein schlechtes Gewissen: »Soll ich tatsächlich sofort wieder anfangen zu arbeiten?«

»Na klar!«, redete mir Ulrika zu. »Etwas Anderes kommt gar nicht in Frage!«

Ulrika unterstützte mich bei allem. Ich hatte in meiner Ausbildung verschiedene Kurse zu absolvieren. Als ich einen Ultraschallkurs in Kladow besuchte und nicht wusste, wann ich Christiane stillen sollte, schlug Ulrika vor: »Ich bringe sie dir!« Gesagt, getan: In einer Tragetasche schleppte sie die Kleine zu mir, wartete so lange, bis ich sie gestillt hatte und nahm sie wieder mit nach Hause.

Ulrika brachte meinen Töchtern oft Hörbücher mit, die Titel trugen wie *Mädchen können alles* oder *Ruhe im Karton!* In einer der Geschichten ging es um einen Jungen, der ständig damit angab, was er alles konnte, dann aber beim Einschrauben einer Glühbirne von der Leiter fiel. Die Mädchen lösten daraufhin das Problem selbst. Ulrika, die sich als emanzipierte Frau verstand, machte meinen Töchtern klar, dass Mädchen sich nicht unterkriegen lassen dürfen – das fand ich als Mutter gut.

Als unsere Kinder drei und fünf Jahre alt waren, gerieten mein Mann und ich langsam ans Ende unserer Kräfte. Ulrika spürte das und schlug vor: »Ihr müsst endlich mal Urlaub machen!« Gesagt, getan. Wir fuhren eine Woche in den Harz. Ulrika blieb bei den Kindern. Da kränkelte Ulrike. Ulrika holte uns nicht etwa aus dem Urlaub zurück, sondern ging allein mit Ulrike zum Arzt, kümmerte sich um Christiane und um den Haushalt. Als wir zurückkamen, gestand sie: »Ich bin wirklich viel Arbeit gewöhnt, aber zwei Kinder vierundzwanzig Stunden lang am Hals zu haben, ist eine Herausforderung – ich bin fix und alle!«

**F**ür mich war Ulrika eine zweite Mutter, die mir vollkommen neue Welten eröffnete. Sie schleppte mich und meine Schwester Christiane ins *Grips-Theater*. Gingen wir im Charlottenburger Schlosspark spazieren, diskutierten wir darüber, warum der König, der da einst gewohnt hatte, so viele Zimmer brauchte. Später erfuhr ich von ihr, dass viele Kinder aus Migrantenfamilien es im Schwimmbad so toll fanden, weil sie dort duschen konnten – zu Hause besaßen sie kein Bad. Von Ulrika hörte ich in meiner wohlbehüteten Welt zum ersten Mal davon, dass es Kinder gab, denen es nicht so gut ging wie mir.

**Ulrike Aßmann  
erzählt**



**E**nde der Siebzigerjahre wollte Ulrika Sozialpädagogik studieren. Sie fand einen Studienplatz an der *Evangelischen Hochschule Berlin*. Sie absolvierte unter anderem ein Praktikum in der Altenpflege in einem Heim in

**Volker Rapp  
erzählt**

Spandau, weit entfernt von unserer Wohnung im Wedding – die U-Bahn-Verbindung dorthin wurde erst später gebaut. Mit dem Bus war Ulrika fast eine Stunde unterwegs.

**Inge Kauper erzählt** Ich kam 1975 nach Berlin und arbeitete als Erzieherin in einer Kita im Wedding. Ein Jahr später trat ich in die Gewerkschaft ÖTV ein und lernte dort Ulrika kennen. Kontaktfreudig und interessiert an Menschen sprühte sie vor Elan und Kraft.

*Befreundete Familie*

»Wir bewegen etwas!« war ein von ihr häufig gebrauchter Satz, mit dem sie Optimismus verbreitete. »Wir tun etwas, wir bewegen etwas!«

Sie war ein aufmerksamer Mensch. Als Alleinerziehende musste ich ab und zu meinen vierjährigen Sohn zu den Gewerkschaftsveranstaltungen mitnehmen. Ulrika ging rührend mit ihm um. Aufmerksam und interessiert verfolgte sie die Entwicklung unserer Kinder. Selbst in ihrer letzten

Lebensphase erkundigte sie sich nach dem Befinden aller Familienmitglieder. Stets fand sie lobende Worte, erklärte etwas oder gab guten Rat. Jedes Gespräch mit ihr war ein Gewinn, ein Geschenk.



Sie lud mich zu einem Geburtstag ein, bei dem ich meinen späteren Mann kennenlernte.

**Hans Kauper erzählt** Ich kannte Ulrika schon länger, sie war die Freundin eines meiner besten Freunde. Wir besuchten gemeinsam Veranstaltungen, feierten oder kochten zusammen.

*Befreundete Familie*

Ulrika hatte sehr viel Charme – und sie war ein Energiebündel. Als sie während ihres Studiums einen Nebenjob suchte, konnte ich ihr helfen. Nach meinem Volkswirtschaftsstudium an der *Freien Universität Berlin* hatte ich eine Anstellung in der IT-Abteilung eines mittelständischen Textilbetriebes bekommen. Am Ende jedes Arbeitstages mussten die Daten gesichert werden. Das stellte – anders als heute – einen aufwändigen und langwierigen Prozess dar und kostete mich viel Zeit. Ich fragte meinen Chef, ob wir diese Arbeit extern vergeben könnten. Er stimmte zu. Ich schlug Ulrika vor, diese Arbeit zu übernehmen, um sich etwas hinzuzuverdienen.

Die Datensicherung fand abends statt und kollidierte somit nicht mit Ulrikas Studium. Einmal passierte ein Malheur: Ulrika musste darauf achten, die auf Wechselplatten zwischengespeicherten Daten wieder zurück auf die Festplatten der Computer zu kopieren, damit sie am nächsten Tag zur Verfügung standen. Ulrika, die mit der Technik auf Kriegsfuß stand, verwechselte wohl die Platten, sodass sie Daten falsch kopierte. Sie war zu Tode betrübt und niedergeschlagen. Ich konnte den Schaden jedoch in einer Nacht- und Nebelaktion beheben. Ihre Schwierigkeiten mit der IT führten allerdings nicht dazu, dass sie diese rundheraus ablehnte. Ihr Leben lang nutzte sie die Technik und setzte sich mit ihr auseinander.

**W**ährend ich mein Studium nicht abschloss und stattdessen jobbte, ging Ulrika konsequent ihren Weg. Für ihre Abschlussarbeit lieh sie sich eine

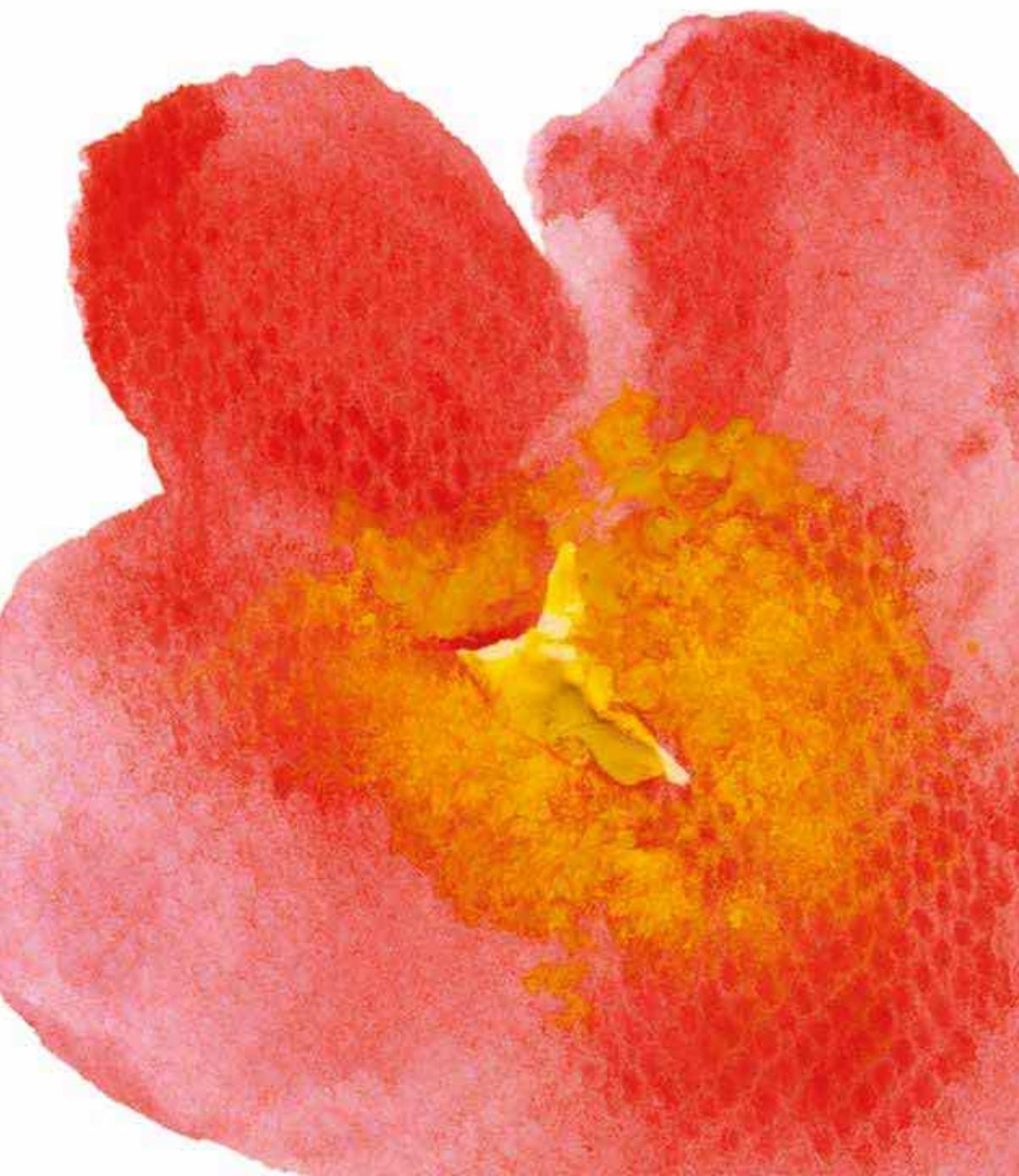
**Volker Rapp  
erzählt**

elektrische Schreibmaschine mit einem winzigen Display – das war der letzte Schrei. Doch wie die heutigen Computer verschluckten sich diese Geräte ab und an, dann ging gar nichts mehr. Das brachte Ulrika schier zur Verzweiflung. Sie konnte nicht verstehen, dass dieses Gerät nicht tat, was es sollte. Ich beruhigte sie, brachte die Schreibmaschine wieder zum Laufen und Ulrika beendete – allerdings nicht nur wegen des reparierten Arbeitsgeräts – das Studium mit Bravour.

**Jutta Abmann** **erzählt** **Z**wischen Ulrika und unserer ganzen Familie bestand ihr Leben lang eine enge Freundschaft. Als sie ihr Studium absolviert hatte, fand sie für uns eine Nachfolgerin, die sich um die Kinder kümmerte und uns im Haushalt half. Ulrika selbst begann mit der Arbeit in der *Sonne*.

### 3. Kapitel

## Im Wedding geht die »Sonne« auf





**D**as *Diakonische Werk* betrieb zur Mitte der Achtzigerjahre in der Schwedenstraße im Wedding einen Schülerbegegnungsladen mit dem Namen *Boje*.

**Ulrika Zabel  
erzählt**

Wie eine *Boje* im Meer sollte diese Einrichtung den Schülern Orientierung und Hilfe bieten. Die Schüler konnten dort ihre Hausaufgaben erledigen und ihre Freizeit verbringen. Eine Bekannte, die bei *Boje* arbeitete, schlug mir eines Tages vor: »Du wärst bei uns eine gute Ergänzung, willst du nicht zu uns kommen?«

Die neue Aufgabe reizte mich. Ich sagte ja und wurde über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) beschäftigt.

Wir schrieben das Jahr 1985. Man war sich sicher, wie man mit Migranten umgehen musste, Klischees und Mythen gab es zuhauf. Das bekam auch Olcay Başeğmez, mein türkischer Kollege bei *Boje*, zu spüren: Bei einer Geburtstagsfeier wurde für jeden ein Glas Sekt eingeschenkt – nur für ihn nicht. »Sie sind ja Muslim, Sie trinken sicher keinen Sekt ...«, waren sich alle einig – ohne jedoch Olcay gefragt zu haben. Er protestierte, trank er doch sehr gern Sekt.

**I**ch hatte im Januar 1986 bei *Boje* angefangen. In meinem Vorstellungsgespräch bei der *Diakonie*, dem kirchlichen Träger der Einrichtung, wurde ich gefragt, ob ich denn ein fundamentalistischer Muslim sei ... Ich verneinte und beruhigte meinen künftigen Arbeitgeber damit, dass ich aus der Millionenstadt Istanbul kam, nicht streng religiös lebte und mich als weltoffenen Menschen betrachtete.

**Olcay Başeğmez  
erzählt**

*Arbeitskollege bei Boje  
und in der Sonne*

Ich war nicht als klassischer »Gastarbeiter« aus der Türkei

nach Deutschland gekommen, hatte ich doch in Istanbul Jura studiert und sowohl in der Türkei als auch in Deutschland als Journalist gearbeitet. Über eine berufsbegleitende Fortbildung qualifizierte ich mich zum Sozialpädagogen und kam schließlich – wie Ulrika als ABM-Kraft – zu *Boje*. Unsere Stellen wurden später über eine Stiftung finanziert, ab 1990 gab es eine Regelfinanzierung.

Bei *Boje* betreuten wir fast ausschließlich türkische Kinder, doch ich war der einzige Türke im Team. Dass sie damit ein Problem hatten, ließen mich meine deutschen Kollegen spüren. Sie weigerten sich, meinen Namen korrekt auszusprechen und richtig zu schreiben. Durch Zufall entdeckte ich in einer Notiz, dass ich als »ABM-Türke« titulierte wurde. Ich fühlte mich in dieser Umgebung zunehmend unwohl.

Zu den atmosphärischen Störungen kamen Konflikte über die inhaltliche Ausrichtung. Einige Kollegen plädierten für das »offene Konzept«: Kinder konnten kommen und gehen, wann sie wollten. Ich war mir mit Ulrika einig, dass wir Verbindlichkeit schaffen müssten, um den Kindern in ihrer schulischen Entwicklung wirklich zu helfen. Sie sollten regelmäßig an der Hausaufgabenbetreuung teilnehmen oder uns Bescheid geben, wenn etwas dazwischenkam. Etwa achtzig Prozent der Kinder, die bei *Boje* betreut wurden, waren Jungen. Wir wollten mehr für die Mädchen tun.

Da die Konflikte nicht zu lösen waren, gründete die *Diakonie* in der Exerzierstraße einen neuen Schülerladen – *Boje II*. Wir legten Wert darauf, dass wir nicht nur ein Schülerladen, sondern ein *Schüler- und Stadtteiltreff* waren, der sich auch um die Eltern kümmerte. Am 23. April 1986 – in der Türkei ist das der *Tag des Kindes* – eröffneten wir *Boje II*.

**W**ir nahmen Kinder im Alter zwischen zehn und vierzehn Jahren auf, sogenannte »Lücke-Kinder«, die für den Hort zu alt und für die Jugendbegegnungsstätte zu jung waren. Mädchen und Jungen sollten gleichermaßen zu uns kommen und koedukativ betreut werden.

**Ulrika Zabel  
erzählt**

Als wir dieses Konzept in der Öffentlichkeit präsentierten, wurden wir für verrückt erklärt. »Das kriegt ihr nie hin ...«, prophezeiten einige. Jeder weiß doch, lauteten ihre Unkenrufe, dass türkische Mädchen von den Jungen getrennt werden müssen. Wir waren uns jedoch sicher, es schaffen zu können. Jedoch nur, wenn wir Zugang zu den Eltern bekommen. Es genügte nicht, ein Schild »Bitte kommen!« an die Tür zu hängen. Wir mussten auf die Eltern zugehen.

Olcay erzählte beim türkischen Händler um die Ecke, was wir vorhatten. Der Inhaber traute seinen Ohren nicht: »Was, ihr wollt Mädchen und Jungen zusammen betreuen!?!«

Einige seiner Kunden protestierten: »Also meine Tochter geht auf keinen Fall dorthin!«

Ich ging in die türkische Schneiderwerkstatt, die unserem Laden gegenüberlag und in der sich Frauen aus dem Kiez trafen. Ich setzte mich dazu, unterhielt mich mit ihnen und fragte, ob sie sich nicht vorstellen könnten, ihre Töchter zu uns zu schicken.



**K**inder erzählten uns, sie würden gern kommen, doch ihre Eltern erlaubten es nicht. So vereinbarten wir Termine mit den Eltern und besuchten sie nach Feierabend zu Hause. Bei so manchem Kaffee oder Tee

**Olcay Başeğmez  
erzählt**



erzählten wir über unsere Arbeit und beknieten die Eltern: »Wir möchten auch eure Töchter bei uns haben!« Als sich herumsprach, dass sich die Kinder mit unserer Hilfe in der Schule verbesserten, wurden einige Eltern mutiger.

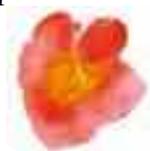
**Ulrika Zabel** **erzählt** Das Vertrauensverhältnis, das sich allmählich aufbaute, wurde erneut auf die Probe gestellt, als wir einen Ausflug mit unseren Kindern – mit den Mädchen *und* den Jungen – planten. Eine Woche wollten wir mit ihnen im Naturfreundehaus Frohnau in Reinickendorf verbringen. Uns war klar, dass wir die Eltern einbinden mussten – ansonsten konnten wir die Reise vergessen. Wir besuchten sie zu Hause, erklärten ihnen, was wir vorhatten und boten ihnen an, uns an einem Tag zu besuchen.

**Olcay Başeğmez** **erzählt** Ich fuhr ein paar Wochen vor der Reise mit einer Videokamera in das Naturfreundehaus und filmte die Räume. Aus dem Material schnitt ich einen Film, den ich bei einem Elternabend zeigte. So erfuhren die Väter und Mütter, wo ihre Kinder übernachteten und dass Jungen und Mädchen getrennt voneinander schlafen würden. Bei einem Grillabend während unseres Aufenthalts im Naturfreundehaus konnten sich die Eltern davon überzeugen, dass alles in Ordnung war.

**Ulrika Zabel** **erzählt** »Ihr braucht einen eigenständigen Namen für eure Einrichtung!«, gab die Moderatorin zu bedenken,

die durch die Arbeitsklausur unseres Teams in der *Diakonie-Akademie* in Oberhausen führte. Gemeinsam zerbrachen wir uns den Kopf, mir fiel partout nichts ein. Bis ich von der Schneiderin aus der gegenüberliegenden Werkstatt erzählte: »Sie sagt immer: Wenn morgens um zehn die Jalousien bei euch hochgezogen werden, dann geht die Sonne auf.« Das war's!

Ab 1987 nannten wir uns *Sonne*. Einen besseren Namen konnte es nicht geben.



**Z**ur Eröffnung gab es zwei Feiern: eine offizielle für den Senat und einen Tag später eine weitere für die Bewohner aus dem Kiez. Wir kochten türkisch, ich briet hunderte Köfte, die türkischen Buletten. Unsere türkischen Gäste staunten, dass ein Mann am Herd stand. Vor allem die Männer lächelten abschätzig. Ihre Söhne hingegen machten die positive Erfahrung, dass ein Mann auch andere Rollen übernehmen kann.

**Olcay Başeğmez**  
**erzählt**

**A**nders als solche abgedroschenen Namen wie Stadtteiltreff oder Begegnungszentrum schien *Sonne* eine besondere Wirkung zu haben.

Ich war als stellvertretender Leiter der Volkshochschule (VHS) im Wedding für politische Bildung zuständig. Für diese und für unser Ausländerprogramm beantragten wir bei der Bezirksverordnetenversammlung sogenannte Sondermittel, die wir für Sprachkurse und Integration verwenden wollten.

**Gerhard Meck**  
**erzählt**

*Ehemaliger stellvertretender  
Volkshochschulleiter und  
Ulrikas Lebensgefährtin von  
2003 bis 2010*

Wir landeten mit unserem Antrag nur auf dem zweiten Platz. Das bedeutete, dass lediglich ein kleiner Teil an Sondermitteln zu uns floss. Frustriert fragten wir nach: »Wer liegt denn auf Platz eins?«

»Ulrika Zabel mit der *Sonne*.«

Im Jahr darauf versuchten wir es wieder und landeten erneut nur auf dem zweiten Platz. Ulrika Zabel hatte wieder die Nase vorn.

Als wir ein drittes Mal das Nachsehen hatten, wollte ich endlich wissen, gegen wen wir ständig verloren. Wer und was verkörperte die *Sonne*?

Unsere Bereiche »Ausländerprogramm« und »Berufliche Bildung« arbeiteten bereits mit der Einrichtung zusammen, so viel wusste ich. Der Bereich »Berufliche Bildung« bot in Kooperation mit dem Arbeitsamt Wedding das Nachholen des Hauptschulabschlusses für jedermann an. Ulrika schloss sich mit dem Arbeitsamt und dem Volkshochschul-Bereich kurz, um die *Sonnen*-Schüler passgenau auf den Hauptschulabschluss vorzubereiten und sie dabei zu begleiten. Die *Sonnen*-Mitarbeiter unterstützten Schüler zudem, die mittlere Reife oder das Abitur nachzuholen. Mitunter waren dazu intensive Gespräche mit Eltern nötig, die keinen Sinn darin sahen, dass ihre Kinder – insbesondere die Töchter – eine höhere Schulbildung genossen. Ganz ähnliche Ansichten hatten in früheren Jahren in Deutschland vorgeherrscht.

Unser »Ausländerprogramm« bekam von Ulrika unendlich viele Anregungen zu sozialen und kulturellen Angeboten, die für die türkische Community hilfreich sein konnten. Das VHS-Programm bot Deutschunterricht auf allen Stufen bis zu einem hohen Niveau an. Ulrika schickte das ein

oder andere *Sonnen*-Kind zur Vorbereitung auf den Schulabschluss in unsere Kurse.

Sie erfand das Rad nicht neu, sondern hatte ein Auge für Synergien und Kooperationen, die der *Sonne* und ihrem Bildungsanliegen wachsende Qualität brachten. Sie war eine Powerfrau, Tag für Tag im Einsatz für das Fortkommen ihrer »Kids«. Ihr zu begegnen, entfachte bei jedem Menschen zusätzliches Engagement und soziales Feuer. Nur auf Platz zwei in der Gunst der Weddingener Bezirksverordneten zu stehen, ließ sich deshalb nicht nur verschmerzen, sondern wurde von uns als Ritterschlag empfunden. In einem Atemzug mit der »*Sonne* im Wedding« genannt zu werden und Jahr für Jahr gemeinsam die ersten beiden »Medaillenränge« zu besetzen, ehrte uns.



**G**emeinsam mit der Volkshochschule boten wir auch Deutschkurse für Frauen an. Mütter unserer *Sonnen*-Kinder und Nachbarinnen des Schülerlagers kamen zum Unterricht.

**Olcay Başeğmez  
erzählt**

Der Leiter der Volkshochschule, Michael Weiß, unterstützte uns über Jahre hinweg. Er sorgte unter anderem dafür, dass die VHS Reiseführer zur Verfügung stellte, als wir für die Eltern unserer Kinder Exkursionen in das Umland von Berlin organisierten. Viele von ihnen waren noch nie aus ihrem Kiez herausgekommen. Wir wollten ihnen die Umgebung der Stadt zeigen, fuhren mit ihnen nach Potsdam ins Schloss Sanssouci oder zu anderen Sehenswürdigkeiten. Das »Bildungsprogramm« schlossen wir stets mit einem Picknick ab.

**Sema Yilmaz  
Karasu erzählt**

*Kinder- und  
Jugendpsychologin*

Ich war so glücklich, als die *Sonne* eröffnete. Der Name war Programm, denn der Schülerladen spendete den Kindern, die in vielerlei Hinsicht im Schatten lebten, Licht und Wärme. Das Innovative des Konzepts: Die Mitarbeiter kümmerten sich auch um die Eltern.

Sprach man in den Achtzigerjahren in Westberlin darüber, wie Lösungen für die Probleme von Migranten zu finden seien, war Kreuzberg im Fokus, der Wedding stand im Schatten. Ich arbeitete als Kinder- und Jugendpsychologin zunächst in Kreuzberg, später im Wedding. Ulrika hatte ich 1982 bei einem Praktikum kennengelernt, das sie während ihres Sozialpädagogikstudiums in der Erziehungs- und Familienberatungsstelle im Wedding absolvierte.

Die Wohnbedingungen in dem ehemaligen Arbeiterbezirk waren in einigen Gegenden sehr schlecht, es gab viele alte Häuser mit dunklen Hinterhöfen. Kinder blieben oft den lieben langen Tag allein, weil die Eltern arbeiteten. Auch viele Mütter mussten zum Familienunterhalt beitragen. Doch es gab kaum Kita-Plätze.

Türkische Eltern versuchten dieses Problem zu lösen, indem sie ihre Kinder zu Verwandten in die Türkei schickten. Hatten sie mit etwa zwölf Jahren die Grundschule beendet, wurden sie zurück nach Deutschland geholt. Sie kamen in ein Land, das sie nicht kannten, dessen Sprache sie nicht beherrschten. Viele tauschten das Leben in einem türkischen Dorf mit all seinen Freiheiten gegen eine enge deutsche Zwei-Zimmer-Wohnung. Im Hof durften sie nicht spielen, weil sich die deutschen Nachbarn über den Lärm beschwerten. Kinder und Eltern waren sich im Laufe der Jahre

fremd geworden. Ich erlebte ein Mädchen, das seine Mutter nicht so nennen konnte, weil beide jahrelang kaum Kontakt hatten. Schulen schickten viele Jungen und Mädchen mit Verhaltensstörungen zu mir. Einkoten oder Einnässen trat bei diesen Kindern auf, andere hatten Lernschwierigkeiten. Etwa ein Drittel von ihnen kam aus türkischen Familien. Ulrika schickte Kinder aus der *Sonne* zu mir. Ich stellte die Diagnose und kümmerte mich zudem um Therapiemöglichkeiten.

Quartiere in Kreuzberg und im Wedding, in denen viele türkische Familien auf einem Fleck lebten, waren in den Anfangsjahren der Migration als »Ghetto« verschrien. In manchen Straßen wohnten Menschen aus einem halben türkischen Dorf. Diese Gemeinschaft bot den Zuwanderern nach ihrer Ankunft Sicherheit, sie gab ihnen das nötige Selbstwertgefühl, während sie in der deutschen Gesellschaft als Fremde betrachtet wurden.

Viele türkische Familien waren gegenüber der *Sonne* zunächst skeptisch. Doch dann erkannten sie, dass die *Sonne* selbst so etwas wie ein kleines Dorf war – nicht nur für ihre Kinder, sondern auch für sie selbst.



**E**in Ghetto kann positive Seiten haben, wenn seine Grenzen durchlässig sind, wenn die Kinder Schulen in anderen Stadtteilen besuchen oder zum Studium gehen. Ausgrenzung findet in Deutschland nicht zwischen Einwanderern und Einheimischen statt, ein amerikanischer Einwanderer hat hier keine Probleme, ebenso wenig ein Professor aus Indien.

**Susanne Koch**  
**erzählt**

*Arbeitskollegin in der  
Sonne*

Ausgrenzung findet zwischen bildungsnahen und bildungsfernen Schichten statt. Ich bin selbst ein Arbeiterkind – doch meine beiden Geschwister und ich studierten. Nach dem Sputnik-Schock 1957 hatte der Westen befürchtet, dass die sozialistischen Länder ihn überholen könnten. Plötzlich wurde in die Bildung investiert – so entstand das BAföG. Das zeigt: Wenn der Staat will, dann klappt es.

Ich war fünfundzwanzig, als ich im April 1987 in der *Sonne* anfang. Ich hatte meine Ausbildung zur Sozialpädagogin abgeschlossen und ein halbes Jahr Berufspraktikum in der Türkei hinter mir, währenddessen ich die türkische Sprache erlernte. Zurück in Berlin wollte ich unbedingt mit Migranten arbeiten – und fand eine ABM-Stelle bei der *Sonne*. Für Sozialarbeiter in Westberlin war das der übliche Weg: Über eine ABM-Stelle bekam man die Berufserfahrung, die für eine feste Stelle gefordert war.

Ich empfand es als großes Glück, in einem solch innovativen Projekt mitzuarbeiten. Doch ich fühlte mich überfordert. Ein Acht-Stunden-Tag schien viel zu kurz zu sein, um die Arbeit zu schaffen. Mit Ulrika konnte ich kaum Schritt halten. Erschien sie um zehn Uhr in der *Sonne*, war sie bereits schwimmen gewesen, hatte mit Eltern die Ausländerbehörde oder andere Ämter besucht.

Regulär schlossen wir den Laden um achtzehn Uhr. Danach putzten wir gemeinsam mit den Kindern die Räume, für eine Putzfrau hatten wir kein Geld. Die Jungen mussten genauso Hand anlegen wie die Mädchen. Sie lernten, solche unliebsamen Arbeiten gemeinsam zu erledigen.

Abends saß ich erschöpft in der U-Bahn, es klingelte mir in den Ohren, weil es im Schülertreff so laut gewesen war.

Ulrika saß da oft noch am Schreibtisch. Ihre Energie war bewundernswert. Nicht selten standen abends Elternbesuche an, die bis neun oder zehn Uhr dauerten.

Ulrika hatte stets ein offenes Ohr für die Eltern. Kam eine Mutter oder ein Vater unangemeldet vorbei, nahm sie sich Zeit für einen Tee und ein kurzes Gespräch. Ulrika wollte den Eltern das Gefühl geben: Ihr seid willkommen, ihr seid wichtig! Wie für die Kinder wollte sie auch für die Erwachsenen da sein – selbst wenn sie nach Feierabend an einem Antrag saß oder etwas für den nächsten Tag vorbereitete.



Einmal stand die Mutter eines Jungen aus dem Laden mit ihrem Baby vor der Tür. Sie musste wohl zum Arzt oder etwas Wichtiges erledigen. »Kann ich mal kurz das Baby hier abgeben?«, fragte sie uns.

»Natürlich!«, antwortete Ulrika ohne lang nachzudenken.

Schon war die junge Mutter wieder verschwunden. »Wenn das Baby schreit«, warnte ich Ulrika, »kann ich mich aber nicht darum kümmern. Ich weiß gar nicht, wie man mit Säuglingen umgeht ...«

»Ich bin ausgebildete Säuglingsschwester«, beruhigte sie mich, »das ist kein Problem.«

Ich bewunderte den Respekt, mit dem Ulrika und Olcay auf die Eltern zugehen. Egal ob Analphabeten oder arbeitslose Frauen und Männer: Sie waren Menschen, die für ihre Kinder das Beste wollten, aber nicht wussten, wie sie es erreichen konnten. Den sozialen Druck innerhalb der türkischen Community – etwa Warnungen wie »Du kannst doch deine Tochter nicht mit Jung auf eine Schülerreise mitfahren lassen!« – taten wir nicht als lächerlich ab. Wir nahmen diese



Bedenken ernst, machten den Eltern klar, dass wir ihre Kinder wie unsere eigenen behandelten. Wir stempelten die Eltern nicht als Hinterwäldler ab, die überkommene Werte mitbrachten. Wir halfen ihnen, das Beste für ihre Kinder zu tun.

**Barbara John**  
**erzählt**

*Ausländerbeauftragte im  
Berliner Senat von 1981  
bis 2003, heute u.a.  
Vorstandsvorsitzende des  
Paritätischen Wohlfahrts-  
verbands, Landesverband  
Berlin e.V.*

**I**n den Achtzigerjahren gab es viele fragwürdige Konzepte im Umgang mit Migranten. Berichteten Mädchen, dass ihre Eltern sie nicht zur Schule gehen ließen, versuchten Mitarbeiter der Behörden und Wohnprojekte, den Schulbesuch gegen den Willen der Familie durchzusetzen. Im schlimmsten Fall trennten sie die Mädchen ohne jede Kontaktmöglichkeit von den Familien. Das wäre Ulrika nie in den Sinn gekommen. Sie erkannte, dass es nicht nur um die Kinder ging, sondern dass man mit den Familien sprechen musste. Traten Konflikte auf, löste Ulrika sie gemeinsam mit den Eltern. Mit großer Sicherheit tat sie das Richtige. Durch die *Sonne* entstand so ein gutes Klima – für die Kinder und für die Eltern.

**Sema Yılmaz**  
**Karasu erzählt**

**T**ürkische Eltern wollten, dass ihre Kinder gute Berufe lernten und ein besseres Leben führten. »Mein Kind wird Arzt«, wünschten sich die einen. »Meines wird Rechtsanwalt«, träumten andere. Doch viele Kinder landeten auf der Hauptschule oder im schlimmsten Fall auf einer Sonderschule. Wer die *Sonne* besuchte, wurde in der Schule immer besser,

das verbindliche Konzept beförderte die Entwicklung. Das sprach sich herum. Deshalb wollten mehr türkische Eltern ihre Kinder in die *Sonne* schicken.

**U**nser Kapazitäten waren jedoch beschränkt. **Ulrika Zabel**  
Wir nahmen nur dreißig Kinder auf und legten **erzählt**  
Wert darauf, dass sie regelmäßig zu uns kamen. Bei  
uns lief jeden Tag ein Kind mit einer Liste durch die Räume  
und kontrollierte, wer fehlte. In den Schülerläden mit einem  
offenen Konzept herrschte dagegen ein ständiges Kommen  
und Gehen. Wir arbeiteten eng mit den Schulen zusammen.  
Unsere Kinder hatten Nachrichtenhefte, in die die Lehrer  
oder wir Informationen darüber eintrugen, wo es haperte.  
Der starke Andrang hatte zur Folge, dass wir eine Warteliste  
führten, auf der etwa zwanzig Kinder standen. Ein Platz  
wurde erst frei, wenn eines der *Sonnen*-Kinder das Alter  
von vierzehn Jahren erreicht hatte. Der Abschied war für  
viele mit großem Schmerz verbunden. Einige Jungen wur-  
den aggressiv, weil sie die Trennung nicht verwinden  
konnten. Andere standen jeden Tag vor der Tür –  
ein trauriger Anblick. Wir brachten es nicht übers  
Herz, sie wegzuschicken, und ließen sie draußen  
mit unseren Kindern spielen.



# Die »Sonne« veränderte mein Leben

**Zübeyde Göçen** **erzählt** **Wir** zogen 1984 in den Wedding, ich war neun. Zuvor hatten wir in Kreuzberg gewohnt, am Moritzplatz, unmittelbar an der Mauer. Im Wedding wohnten wir in der Schwedenstraße.

*Sonnen-Mädchen*

Es war Sommer, ich lief mit meiner anderthalb Jahre jüngeren Schwester Şükran durch die Straßen. In der Nähe unseres Hauses entdeckten wir etwas, das aussah wie ein Laden. Am Schaufenster stand »Boje«. Neugierig schauten wir durch die Scheibe und fragten uns, was das wohl sei. Da trat eine Frau aus der Tür. Şükran lief ängstlich davon. Die Frau rief ihr hinterher: »Komm doch zurück!«, während sie mich lächelnd und neugierig anblickte.

»Ich wollte nur gucken, was hier ist ...«, stammelte ich verlegen.

Die Frau – später stellte sich heraus, dass es Ulrika war – erklärte mir: »Jetzt haben wir geschlossen, aber nach den Sommerferien könnt ihr kommen.«

Als die Ferien zu Ende waren, beschloss ich: »Jetzt gehe ich zu *Boje*! Kommst du mit?«

Ich musste Şükran eine Weile überreden, bis sie sich endlich einen Ruck gab. Bei *Boje* trafen wir fast nur türkische Kinder. Ulrika stellte uns vor. Sie war freundlich und offen, ich hatte das Gefühl: Hier bin ich willkommen, hierher kann ich jederzeit kommen.

Ich war mit der deutschen Sprache erst ab meinem sechsten Lebensjahr in Berührung gekommen, weil wir zu Hause nur Türkisch sprachen. So konnte ich kaum Deutsch, als ich in die Schule kam. Zwar verstand ich, was die Lehrer sagten, doch ich hatte Angst zu antworten. Ich befürchtete, die falschen Worte zu verwenden. Schüchtern schwieg ich daher im Unterricht. Bei *Boje* und später in der *Sonne* wurde ich von Tag zu Tag mutiger. Nachmittags erledigten wir gemeinsam unsere Hausaufgaben. Mitarbeiter und Honorarkräfte halfen uns dabei. Mit ihnen sprachen wir Deutsch. Untereinander benutzten wir – beim Spielen etwa – Türkisch und keiner unserer Betreuer hatte etwas dagegen. Auch mit Olcay sprachen wir öfter Türkisch, manchmal einen Mix aus Türkisch und Deutsch.

**I**n den Kindergärten war es verboten, Türkisch zu sprechen. Wir förderten in der *Sonne* hingegen ganz bewusst beide Sprachen, sahen wir doch in der Zweisprachigkeit etwas Wertvolles. Türkisch gehörte wie Deutsch zum Alltag. Ich verließ mich auf Olcay. Er berichtete mir, was er mit den Kindern besprochen hatte und achtete darauf, dass sie auch in der Muttersprache ihren Wortschatz erweiterten.

**Ulrika Zabel  
erzählt**

**M**it der *Sonne* veränderte sich mein Leben. Ich sprach nicht nur besser Deutsch, auch meine Noten wurden besser, denn ich traute mich, im Unterricht mitzumachen. Statt Vieren und Fünfen brachte ich Einsen und Zweien nach Hause.

**Zübeyde Göçen  
erzählt**

Etwa in der fünften Klasse ging Ulrika mit mir zum Elternabend in die Schule. Meine Eltern hatten das bisher vermieden. Sie beherrschten Deutsch so schlecht, dass sie meinten, den Elternabenden nicht folgen zu können.

Unsere Mutter ging öfter mit ihrem Kummer zu Ulrika. Sie half ihr, Formulare für das Kindergeld auszufüllen. Stand eine Klassenfahrt an und musste meine Mutter eingestehen: »Ich habe kein Geld dafür«, kümmerte sich Ulrika um einen Zuschuss.

**Ulrika Zabel** **erzählt** **W**ir machten den Eltern klar: »Es ist wichtig, dass ihr zu den Elternabenden in die Schule geht!« Doch wir stellten fest, dass es außer der Sprache noch andere Probleme gab, die offenbar mit den unterschiedlichen Kulturen zu tun hatten. Zu einem Elternabend kam eine Mutter aus einer arabischen Familie, die ihre beiden Kinder und Kuchen mitbrachte. Das Gesicht der Lehrerin verfinsterte sich: »Also, Zeit zum Kuchenessen haben wir hier nicht!« Ich war entsetzt. Am Ende des Abends nahm ich sie beiseite: »Sie haben in ihrem Studium doch sicher gelernt, dass man Potenziale fördern soll!? Diese Frau wollte etwas beitragen, deshalb hat sie Kuchen mitgebracht. Sie wollte sich bedanken. Auch wenn sie den ganzen Abend wenig gesprochen hat – sie war wenigstens anwesend, das muss man doch wertschätzen.« Die Lehrerin stammelte: »Aber ein Elternabend mit Kuchen ...!?« Das war kein Einzelfall. Viele Eltern aus Migrantenfamilien spürten in den Schulen, dass sie nicht willkommen waren. Kein Wunder, dass sie zu Hause blieben.



**U**lrika, Susanne oder Olcay wurden Vorbilder für uns, weil sie in Rollen schlüpfen, die wir von zu Hause nicht kannten. Ulrika lebte uns vor, dass eine Frau mutig ihren Weg gehen kann. Dass Olcay als Mann kochte oder mit uns spielte, war neu für uns. Wenn ich heute mit meinen Kindern spiele, erinnere ich mich daran, wie begeistert wir waren, wenn wir alle gemeinsam in der *Sonne* das »Spiel des Jahres« spielten.

**Zübeyde Göçen  
erzählt**

**W**ir legten Wert darauf, dass wir möglichst viel Zeit mit den Kindern verbrachten. Bevor wir abends um achtzehn Uhr schlossen, bekam jeder eine Aufgabe. Die Toiletten mussten geputzt, der Boden gewischt, die Spiele eingeräumt werden. Waren alle Figuren komplett? Während in anderen Schülerläden die Spiele nach und nach unbenutzbar wurden, weil etwas fehlte, brachten wir unseren Kindern bei, dass sie sich um Ordnung in den Kartons bemühen mussten, wenn sie am nächsten Tag wieder spielen wollten. An Weihnachten – das wir genauso wie türkische Feste feierten – machten wir uns selbst ein Geschenk: Wir kauften das »Spiel des Jahres«. Unsere Kinder waren ganz versessen darauf, es spielen zu dürfen.

**Ulrika Zabel  
erzählt**

**W**ir veranstalteten Turniere im Kickern oder Tischtennis. Weil ich geschickt war, gewann ich mehrmals und bekam dafür ein Lob. Wann immer einem *Sonnen*-Kind etwas gut gelang, erhielt es

**Zübeyde Göçen  
erzählt**

Anerkennung dafür, egal, ob es bei einem Turnier gesiegt, seine Hausaufgaben ordentlich gemacht oder eine gute Note erhalten hatte.

**Ulrika Zabel** **erzählt** **G**ab es Zeugnisse, kamen unsere Kinder nach der Schule zu uns in den Laden. Reihum zeigten alle ihre Noten vor und ich gab meine Kommentare ab. »Also eine Vier in Erdkunde. Das wird nächstes Jahr aber besser!«



Wir lobten alle, egal wie viele gute oder schlechte Noten im Zeugnis standen. Gemeinsam feierten wir das Ende des Schuljahres in einem Restaurant, jedes Kind durfte sich selbst ein Gericht auf der Speisekarte aussuchen. Das war in den Familien, aus denen sie kamen, kaum oder gar nicht möglich. Wir wollten ihnen beibringen, sich auch in anderen Milieus zu bewegen. Das war ebenso Teil unseres Konzepts wie die Musikgruppe, in der die Kinder ein Instrument – etwa die türkische Laute *Saz* – lernten. Auch Mädchen wollten wir dazu animieren. »Das geht doch nicht, das spielen nur Jungens«, sträubten sich viele. Doch nach und nach verloren die Mädchen ihre Scheu.

**Olcay Başığmez** **erzählt** **I**ch hatte die Musikgruppe ins Leben gerufen, da ich ein leidenschaftlicher Musiker war, Gitarre, Bass und Xylophon spielte. Außer einer Instrumentalgruppe gründeten wir einen Chor, in dem unsere Kinder außer türkischen Volksliedern auch Songs aus anderen Kulturen sangen. Unser Programm sollte international sein.

Spanische und deutsche Lieder standen auf unserem Programm sowie englischsprachige Popmusik. Einmal in der Woche, wenn die Hausaufgaben erledigt waren, bekamen unsere Musiker und Sänger Unterricht. Das war mehr als eine Freizeitbeschäftigung, es diente auch der Persönlichkeitsbildung. Standen unsere Kinder im Wedding, in anderen Stadtteilen und sogar außerhalb Berlins auf der Bühne, stärkte das ihr Selbstbewusstsein ungemein. Für einige hatte es therapeutische Wirkung: Kinder, die an Konzentrationsstörungen oder Verhaltensauffälligkeiten litten, lernten beim Musizieren, sich zu fokussieren und sich vom gemeinsamen Rhythmus tragen zu lassen.

Ihren großen Auftritt hatten der Chor und die Instrumentalgruppe bei unserem Jahresfest, das wir eine Woche vor den Sommerferien im Hinterhof des Schülerladens veranstalteten. Im Hof hatten wir einen Garten angelegt, den die Kinder mit Blumen und Gemüse bepflanzten. Dort bauten wir eine große Bühne auf, Eltern brachten Speisen für unser offenes Buffet mit. Zu diesem Fest kamen auch die Politiker aus dem Bezirk. Jedes Mal dachten wir uns eine Überraschung aus, ließen eine Schlangentänzerin oder einen Feuerschlucker auftreten.

**W**enn die Musikgruppe und unser Chor bei ihren Auftritten vom Publikum Beifall erhielten, waren unsere Kinder stolz auf sich. Wir bemühten uns, nicht nur bei kleinen Veranstaltungen aufzutreten, sondern »große Oper« zu veranstalten. Solche Auftritte, zu denen sich unsere Schützlinge herausputzten, dienten nebenbei

**Ulrika Zabel  
erzählt**

dazu, auf die *Sonne* aufmerksam zu machen und eine Lobby für uns zu gewinnen.

Außer mit der Musikgruppe wollten wir unseren Kindern mit Museumsbesuchen neue Welten eröffnen. Verreisten wir gemeinsam, gab es ein festes Ritual: An einem Abend nah-

men wir an einem Tisch Platz und schrieben gemeinsam Briefe an die Eltern. Wir Betreuer halfen den Kindern beim Formulieren ihrer Gedanken. Noch Jahre später bekam ich von ehemaligen *Sonnen*-Kindern lange Briefe.



**Zübeyde Göçen erzählt** Die Schule brachte uns zwar Lesen bei, die Kultur des Vorlesens lernten wir jedoch in der *Sonne* kennen. Susanne las oft aus *Der kleine Vampir* vor. Solche Geschichten zu hören und dabei meine eigenen Fantasien zu entwickeln, fand ich faszinierend. Manchmal durften wir selbst vorlesen. Wenn wir eine Passage aus einem Buch gut vorgetragen hatten, wurden wir gelobt und platzten fast vor Stolz. Lese ich meinen Kindern heute vor, spüre ich, wie dankbar sie dafür sind.

# Wie ich ein selbstbewusstes Mädchen wurde

**A**ls *Boje II* – die spätere *Sonne* – eröffnet wurde, war ich neun Jahre alt, also noch zu jung, um dort aufgenommen zu werden. Doch ab und zu begleitete ich meine Schwester Zübeyde. Mit zehn konnte ich die *Sonne* endlich offiziell besuchen. Meine Eltern hatten zunächst einige Bedenken, doch nach und nach legten sie diese ab. Sehr skeptisch waren sie allerdings, als ich mit den anderen *Sonnen*-Kindern einen Ausflug unternehmen wollte. Olcay und Ulrika redeten mit ihnen und so durfte ich doch mit auf Reisen gehen.

**Şükran Kılıç**  
**erzählt**

*Sonnen-Mädchen*

Ulrika und ihre Kollegen halfen uns, wenn es – vor allem in der Pubertät – Probleme mit unseren Eltern gab, etwa wenn wir Mädchen einen Minirock anziehen oder uns schminken wollten. Ulrika, Olcay und die anderen Mitarbeiter erreichten, dass unsere Eltern toleranter wurden. Und so besuchten nach mir auch meine jüngeren Geschwister die *Sonne*.

An den Wochenenden, wenn die *Sonne* geschlossen hatte, spielte ich mit Freundinnen im Hinterhof des Schülerladens. Da an den Fenstern die Jalousien teilweise hochgezogen waren, konnten wir ins Büro schauen. Dort saß Ulrika und tippte wie eine Weltmeisterin – dabei war doch Wochenende. Als ich mich traute, die Räume zu betreten, war Ulrika nicht am Schreibtisch, sie machte offenbar eine Pause. Freilich saß sie währenddessen nicht untätig herum.

Sie hatte den Kühlschrank von der Wand weggerückt und reinigte ihn gewissenhaft von allen Seiten.

»Was machst du denn da?«, wollte ich wissen.

»Na, das muss doch auch gemacht werden ...«, antwortete Ulrika schulterzuckend.



Ich dachte: Was für eine Frau! Sie kümmert sich nicht nur um uns, sondern auch noch um alles andere. Ulrika war ein Vorbild für mich, ich bewunderte, was sie als Frau leistete.

Außer für die Schule lernte ich in der *Sonne* viele andere Dinge. Zum Beispiel, dass es ganz normal ist, mit Jungen zu sprechen, dass man sich vernünftig mit ihnen unterhalten kann. Die Jungen wiederum lernten, wie man sich gegenüber Mädchen benimmt, dass man nicht so grob sein muss, wie es ihnen viele Väter zu Hause vorlebten. Dass wir gemeinsam unsere Hausaufgaben erledigten, kochten und spielten, prägte die Jungen für ihr Leben. Und wir *Sonnen*-Mädchen sagten selbstbewusst: Ich will später studieren, ich will reisen und die Welt sehen, statt schon mit achtzehn oder zwanzig zu heiraten!

In meiner Familie jedoch wurden die Jungen wie jeher bevorzugt. So besaß ich, anders als meine Brüder, kein Fahrrad. Für meine Eltern stand fest: Mädchen fahren nicht Rad. Als ich elf war, stieg ich vor der *Sonne* zum ersten Mal auf ein Fahrrad.

**Gundula Wichmann** **erzählt** Ich hatte davon gehört, dass türkische Mädchen angeblich nicht Rad fahren durften. Als ich zum ersten Mal die *Sonne* besuchte, begegneten mir

draußen allerdings eine Menge Mädchen auf einem Rad.

Zwischen 1979 und 1985 leitete ich das Mädchenwohnheim des *Diakonischen Werkes* in der Kronberger Straße in Berlin-Dahlem, einem Westberliner Bezirk, in dem kaum Migranten wohnten. Die Mädchen im Alter zwischen zwölf und achtzehn Jahren, die hier von Bezirksamtern untergebracht wurden, kamen mit erheblichen Problemen im Elternhaus und in der Schule zu uns und blieben in der Regel bis zur Volljährigkeit. Unser pädagogisches Ziel bestand darin, die Mädchen in Kooperation mit Elternhaus und Schule zu stabilisieren, ihnen einen guten Schulabschluss zu ermöglichen.

1986 wurde ich Referentin für Erziehungshilfe – die »Heimaufsicht« – für die dem *Diakonischen Werk* angeschlossenen stationären Einrichtungen der Jugend- und Behindertenhilfe. Für die Jugendsozialarbeit war Hartmut Kieburg zuständig, mit dem ich eng zusammenarbeitete und der unter anderem die *Sonne* betreute. Durch ihn lernte ich Ulrika kennen – und schätzen. Aus der ersten Begegnung in der *Sonne* wurde eine Freundschaft.

Noch in den Siebzigerjahren war es undenkbar gewesen, dass in den Einrichtungen der zur evangelischen Kirche gehörenden *Diakonie* Muslime betreut wurden. Es wurden zudem keine Mitarbeiter eingestellt, die nicht dem christlichen Glauben angehörten.

Unter Hermann Oberländer änderte sich in den Achtzigerjahren diese Einstellung. Für ihn war es keine Frage, dass sich unsere Einrichtungen auch für Migranten öffnen mussten. Und so setzte er sich vehement für die *Sonne* ein.

*Referentin für Erziehungshilfe im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland von 1986 bis 2000*

Ohne Ulrika hätte dieses Projekt nicht realisiert werden können. Ihr Herzblut floss in die *Sonne*, sie war beharrlich und durchsetzungsfähig. Hinzu kam, dass sie sehr gute Kontakte in die Politik pflegte.

**Ulrika Zabel** **erzählt** **W**ir finanzierten uns zum Teil aus Geldern der *Diakonie*, zum Teil aus anderen Töpfen. Um die Finanzierung mussten wir permanent kämpfen. Zu unseren Festen in der *Sonne* luden wir deshalb Vertreter aller im Stadtbezirk vertretenen Parteien ein. Wir wollten ihnen zeigen, dass wir in unseren Anträgen keine Luftschlösser bauten, sondern konkrete Ergebnisse vorzuweisen hatten. Mir war egal, welcher Partei ein Politiker angehörte, wenn es darum ging, seine Unterstützung zu bekommen. In den Sitzungen, in denen über kommunale Zuschüsse für uns abgestimmt wurde, herrschte mitunter eine seltene Einigkeit zwischen SPD, CDU und FDP.

## Abschied von »Ich kann das nicht«

**W**ie bei vielen Zuwandererkindern konnten meine Eltern mir nach der ersten oder zweiten Klasse kaum noch bei den Schulaufgaben helfen. Vater erfuhr von einem Nachbarn, dass es in unserer Straße im Wedding einen Schülerladen mit dem Namen *Sonne* gab und dass Kinder dort Hilfe bei den Hausaufgaben bekamen. »Wenn das Nachbarmädchen dahin geht«, beschloss er, »geht meine Tochter auch!« So betrat ich an einem Tag im Jahre 1988 gemeinsam mit meinem Vater zum ersten Mal die Räume der *Sonne*. Zwei Frauen saßen mit Kindern an einem Tisch und halfen ihnen bei den Schularbeiten. Die beiden Frauen begrüßten mich herzlich, stellten sich als Susanne und Ulrika vor. Ich wusste nicht so recht, wie ich mich verhalten sollte.

»Komm, setz dich doch dazu!«, forderte mich Ulrika auf. Ehe ich mich versah, war ich schon in die Gruppe aufgenommen. »Hast du vielleicht auch Hausaufgaben, dann kannst du sie gleich hier erledigen«, schlug Ulrika vor. Ich beobachtete lieber zunächst, was die anderen machten.

Je öfter ich in die *Sonne* kam, desto besser lernte ich die Mitarbeiter kennen. Ich staunte, dass Susanne als deutsche Frau Türkisch beherrschte und auch Ulrika einige Sätze sprechen konnte und vieles verstand. Ich kam in ihre Gruppe. Zwar fand ich auch ihre Kollegen sympathisch, doch Ulrika war eine besondere Person. Sie war streng und fordernd, zugleich aber liebevoll. Sie

**Figen  
Beceren-Braun  
erzählt**

*Sonnen-Mädchen*



ging auf die Bedürfnisse jedes Kindes ein, konnte sich in alle Menschen gut hineinversetzen. Sie schien bei jedem Kind sofort zu sehen, wo seine Probleme und wo seine Potenziale lagen.

Ich kämpfte mit der deutschen Sprache, vor allem mit den Artikeln. Wann benutzt man um Gottes Willen *der, die* oder *das*? Warum braucht man überhaupt Artikel, wenn doch das Türkische auch ohne sie auskommt? Ulrika erklärte mir, dass die Artikel das A und O der deutschen Sprache seien und wollte, dass ich den Unterschied begriff. Sie machte mir aber auch klar, dass ich dafür etwas tun musste.

Gingen nach den Hausaufgaben alle anderen spielen, musste ich Grammatik pauken. Manchmal wollte ich mich drücken. Ulrika ließ jedoch nicht locker. So nett sie war, so fordernd konnte sie sein. Doch keines der Kinder nahm ihr je etwas übel. Wir spürten, dass sie uns zu unserem Besten forderte, fand sie doch einen besonderen Zugang zu jedem von uns. Manchmal backten oder kochten wir in der *Sonne*. Im Tante-Emma-Laden gegenüber holten wir Zutaten dafür.

»Figen, du gehst jetzt rüber zu Frau Nachtigall und sagst, dass du diese Dinge brauchst«, mit diesen Worten drückte mir Ulrika einen Einkaufszettel in die Hand.

»Nein, Ulrika«, protestierte ich, »das kann ich doch nicht!« Sie bestand darauf: »Du kannst es. Das weiß ich ganz genau!« Widerwillig lief ich hinüber. Wie schaffe ich das nur? Die Angst saß mir im Genick. Nie zuvor war ich in diesem Laden gewesen.

Drinnen zählte ich mit leiser Stimme auf, was mir Ulrika aufgetragen hatte. Als alles, was auf meinem Zettel stand, beisammen war, fiel mir ein Stein vom Herzen – ich hatte

es geschafft! Zurück in der *Sonne* lobte mich Ulrika: »Ich wusste doch, dass du das schaffst. Du hast selbst nicht an dich geglaubt, ich schon.«

Zu den Weihnachtsfeiern in der *Sonne* kam traditionell der Nikolaus. Wir hörten die Geschichte, dass er ursprünglich aus dem heute türkischen Myra stammt. Der deutsche Nikolaus rief Kinder, die nicht artig gewesen waren, zu sich und konfrontierte sie mit ihren Taten. Alle hatten Respekt vor ihm. Mit spitzen Ohren lauschten wir seinen Worten. Meist rief er Jungs zu sich. Doch bei einer Feier holte er mich und eine Freundin nach vorn. Was hatten wir angestellt? Eigentlich gehörten wir doch zu den artigen Kindern. Uns war das peinlich, schließlich waren unsere Eltern dabei.

»Ich habe mitbekommen, dass ihr immer sagt ›Ich kann das nicht‹. Stimmt das?«, wollte der offenbar gut informierte Nikolaus wissen. Wir nickten, während wir betreten zu Boden schauten.

»Ich will das nicht mehr hören!«, belehrte er uns. »Ihr müsst es wenigstens probieren.«

Meine Freundin und ich versprachen hoch und heilig, in Zukunft mutiger zu sein. Doch stand in der Schule ein Aufsatz oder ein Test an, jammerte ich wieder: »Ich kann das nicht!«

Ulrika erinnerte mich daran, was ich dem Nikolaus versprochen hatte. »Gut«, willigte ich ein, »ich probiere es.«

Mein »Ich kann es nicht« gab ich im Laufe der Zeit auf. Auch wenn ich Angst vor einer Aufgabe hatte, ich nahm sie in Angriff. Von Ulrika lernte ich, nicht vorschnell die Segel zu streichen. Klappte etwas beim ersten Mal nicht, dann vielleicht beim nächsten.

An einem Tag im Jahre 1991, ich war dreizehn, verkündete Ulrika bei einem unserer Mädchenabende mit trauriger Stimme: »Ich werde die *Sonne* leider verlassen. Ich habe eine neue Stelle bei der *Caritas*.«

Hatte ich mich verhört? Ulrika, die die *Sonne* mit aufgebaut hatte, wollte nun dem Projekt, das ihr so am Herzen lag, für das sie sich über all die Jahre aufgeopfert hatte, den Rücken kehren? Wir spürten, dass ihr diese Entscheidung nicht leichtgefallen war, aber ihr Entschluss stand fest.

Wir fanden die Nachricht furchtbar. Viele Kinder weinten, einige sagten trotzig: »Wenn du nicht mehr da bist, komme ich nicht mehr in die *Sonne*.«

Keiner machte diese Drohung wahr, doch als Ulrika ging, hinterließ sie eine große Lücke. Ich blieb noch ein Jahr im Schülerladen. Auch meine beiden Schwestern gingen in die *Sonne*. Den Kontakt zu Ulrika brach ich nie ab.

Als ich die Realschule beendet hatte, wollte ich das Abitur machen. Ulrika unterstützte meine Entscheidung. Doch welche weiterführende Schule sollte ich besuchen? Ich schaute mich im Wedding um, unser Kiez war mir vertraut, dort gab es einige geeignete Schulen. Ulrika fand das nicht gut. Es sei Zeit, ermahnte sie mich, die »Wohlfühlzone« zu verlassen und mich woanders umzuschauen. Ich recherchierte in ganz Berlin, fand ein Gymnasium im Tiergarten – und schaffte dort mein Abitur.

Ulrika kam zur Abschlussfeier. Sie war stolz auf mich.

Meine Eltern gaben, auch um Ulrika damit für ihre Unterstützungen in all den Jahren zu danken, im engsten Familienkreis ein Essen. Ich war glücklich, wusste aber auch, dass ich ohne die *Sonne* nie so weit gekommen wäre.



## Die »Sonne« geht unter

**W**ir unternahmen Versuche, das Konzept der *Sonne* auf andere Bezirke zu übertragen, in Kreuzberg, Charlottenburg und Spandau. Doch schon kurz nach der Eröffnung mussten diese Schülerläden wieder schließen. Das lag nicht nur am fehlenden Geld. Viele der Mitarbeiter brachten womöglich nicht genügend Sensibilität und Engagement für diese Arbeit auf. Was ich gemeinsam mit Ulrika und meinen anderen Kollegen aufgebaut hatte, war wohl einmalig.

**Olcay Başeğmez  
erzählt**

Bis 1991 blieb die *Diakonie* Träger der *Sonne*, danach stieg die *Zukunftsbau GmbH*, ein Jugendhilfeträger und Ausbildungsbetrieb, ein. Ab 2000 war *casablanca*, eine Tochtergesellschaft der *Zukunftsbau GmbH*, für uns zuständig. 2004 erhielten wir den Integrationspreis des Stadtbezirks Mitte.

Wir reisten mit unseren Schützlingen öfter ins Ausland, nicht nur, um dort Sightseeing zu betreiben, sondern um etwas Sinnvolles zu tun. So renovierten wir in der Türkei eine Dorfschule und pflanzten bei einer anderen Reise Bäume.

2013 ging ich in Rente. Wenig später wurde die *Sonne* geschlossen. Ich hatte in vielen Gremien mitgearbeitet und konnte mich so auch um die Finanzierung der *Sonne* kümmern. Nachdem ich gegangen war, gab es niemanden, der das übernahm.



## 4. Kapitel

Gemeinsam angeln,  
statt den Fisch hinzuwerfen







*»Der Herr spricht: Ihr alle seid nur Fremde und Gäste vor mir.« Mit diesem Zitat aus der Bibel beginnt der Bericht einer Studentin, die zwischen Februar und Juni 1993 ein Praktikum in der Caritas-Beratungsstelle für Nichteuropäer in der Stresemannstraße in Kreuzberg absolvierte. Ulrika Zabel war die Betreuerin der angehenden Sozialarbeiterin. Sie hatte erst zwei Jahre zuvor begonnen, dort zu arbeiten. Gemeinsam mit ihrem Kollegen Gustav Neunzig beriet Ulrika Menschen aus dem Nahen Osten und Afrika. In der Stresemannstraße befanden sich auch Migrationsdienste für Koreaner, Vietnamesen, Polen, Kroaten und Portugiesen sowie für Aussiedler. Zu dem Referat gehörten Sozialdienste für Spanier und Italiener, die sich jedoch an einem anderen Standort befanden.*

*Die Praktikantin lernte das breite Spektrum der Themen kennen, mit denen sich Ulrika in ihrem Alltag befasste: Da ging es um aufenthaltsrechtliche Fragen, um die Zahlung sozialer Leistungen, um Wohnungssuche oder die Teilnahme an einem Deutschkurs. Auch bei ganz persönlichen und familiären Problemen halfen Ulrika und ihre Kollegen. Die Kinder der ersten Generation von Zuwanderern waren inzwischen herangewachsen. Sie waren in Deutschland sozialisiert worden und damit in einer Gesellschaft, in der sich ihre Eltern vielfach weiter als Fremde fühlten. Zu den üblichen Generationenkonflikten kamen in ihren Familien Auseinandersetzungen über das Bewahren von Kultur, Sprache oder Religion.*

*Ulrika Zabel hatte zwar langjährige Erfahrungen in der Arbeit mit Migranten, in die Beratungsarbeit bei der Caritas jedoch musste sie sich noch einarbeiten. Sie sei, merkt die Praktikantin an, intensiv damit beschäftigt gewesen, ein Netz an Kooperationspartnern aufzubauen,*

dabei sei ihr »ein sehr offener und großzügiger Stil eigen« gewesen. Ulrika ließ die Praktikantin ohne Vorbehalte an ihrem Alltag teilnehmen. In ihrem Abschlussbericht beschreibt diese folgenden Fall: Einen Nigerianer, der wegen seines Studiums nach Deutschland gekommen war und nun an seiner Promotion arbeitete, hatte Ulrika bereits zu Beginn ihrer Arbeit bei der Caritas kennengelernt. Nun benötigte er erneut Hilfe: Sein Werkvertrag an der Universität, der seiner Familie bis dahin das Auskommen gesichert hatte, war ausgelaufen. Da er lediglich eine Aufenthaltserlaubnis zu Studienzwecken besaß, bekam er weder BAföG noch Sozialhilfe. Mit Frau und Kind lebte er vom Kindergeld. Gelegenheitsjobs halfen nicht wirklich weiter. Zu allem Unglück wurde er auch noch krank. Da er sich nicht im deutschen Sozialsystem auskannte, war ihm nicht aufgefallen, dass er mit seinen Beiträgen für die Krankenkasse in Verzug geraten war. Ulrika gelang es gemeinsam mit der Praktikantin, dem Klienten über Stiftungen eine Beihilfe und ein Stipendium zu beschaffen.



**Else Adams  
erzählt**

*Mitarbeiterin der Caritas  
von 1985 bis 2000*

Ulrika hatte in der Beratungsstelle in der Stresemannstraße ein Büro neben meinem bezogen. Bei der Caritas arbeitete ich schon seit 1985. Anfangs war ich auch für die Mitarbeiter in Ostberlin zuständig. Wir halfen bei der Versorgung mit Rollstühlen, Medikamenten, Brillen oder Hörgeräten. Nach der Wende wechselte ich in den Migrationsdienst und beriet vor allem vietnamesische »Vertragsarbeitnehmer«, die in der DDR gelebt hatten und deren Status ungeklärt war. In einem Beratungsgespräch lernte ich eine Vietnamesin

kennen, die Ende 1989 oder Anfang 1990 unter abenteuerlichen Umständen nach Westberlin gelangt war: Ohne Pass – der befand sich bei der vietnamesischen Botschaft in Ostberlin – und mit nur zehn D-Mark in der Tasche, hatte sie am Bahnhof Friedrichstraße gestanden und auf einen günstigen Moment gewartet. Sie bat einen korpulenten Mann, ob sie unter seinen Mantel schlüpfen dürfe, um so der Passkontrolle zu entgehen. Der Mann erklärte sich einverstanden. So gelangte sie nach Westberlin und kam schließlich ins Aufnahmelager Spandau. Auf der Suche nach Hilfe landete sie bei mir in der Beratungsstelle. Gemeinsam mit anderen Vietnamesen absolvierte sie einen von uns organisierten Deutschkurs. Wenig später ließ sie sich in Kursen, die die *Caritas* anbot, zur Altenpflegerin ausbilden und arbeitete anschließend viele Jahre in diesem Beruf. Für mich ist das eine Erfolgsgeschichte in Sachen Integration.

Zwischen Ulrika und mir entwickelte sich eine Freundschaft, nicht nur, weil unsere Büros aneinandergrenzten, sondern auch, weil wir uns menschlich wunderbar verstanden. War eine von uns im Urlaub, übernahm die andere ihre Vertretung. Ulrika war ungemein fleißig. Einmal überraschte ich sie an einem Samstag im Büro – ich hatte etwas vergessen, sonst wäre ich am Wochenende nicht dort gewesen. Da saß sie am Schreibtisch und arbeitete. Sie lebte für ihren Beruf.

Als wir einen neuen Kollegen vorgesetzt bekamen, der weder geeignet noch fähig für diese Aufgabe war, uns aber verpflichtet wollte, an einer Veranstaltung teilzunehmen, in der wir keinen Sinn sahen, weigerten wir uns. Dies brachte uns eine Rüge ein. Der Fall landete in der Rechtsabteilung;



um ein Haar hätten wir die fristlose Kündigung kassiert.  
Doch die Wogen glätteten sich wieder.  
1995 übernahm ich die Leitung der *Caritas*-Bezirksstelle in  
Charlottenburg, fünf Jahre später ging ich in Rente. Ob-  
wohl wir fortan beruflich unterschiedliche Wege gingen,  
blieben Ulrika und ich Freundinnen.

## Das Schicksal am Werk

**A**m 31. Dezember des Jahres 1993 verließ ich meinen Schmuckladen im türkischen Antalya, um einen Tee zu trinken. Ich schlenderte durch einen Park am Meer. Da sprachen mich eine Frau, die in Begleitung einer Freundin war, auf Türkisch an: »Könnten Sie uns bitte fotografieren?« Sie sprach mit einem Akzent.

**Cengiz Comart  
erzählt**

*Ulrikas Ehemann von  
1994 bis 2001*

Ich schoss ein paar Bilder und wollte gehen. »Haben Sie nicht Lust, heute Abend mit uns Silvester zu feiern?«, fragte die Frau mit den rot gefärbten Haaren. Ich wunderte mich über das spontane Angebot, fast hätte ich zugesagt. Doch ich hatte an diesem Abend schon etwas vor. Wiedersehen wollte ich sie dennoch und so verabredeten wir uns für den Neujahrstag zum Frühstück.

Die Frau, die mich im Park angesprochen hatte, hieß Ulrika und kam aus Deutschland. Ich wunderte mich, dass sie Türkisch sprach. Sie erzählte, dass sie bei ihrer Arbeit oft Türken beriet und es deshalb hilfreich war, die Sprache zu beherrschen. Ich fand sie nicht nur interessant, sondern ausgesprochen sympathisch und charmant. Auch sie schien mich auf Anhieb zu mögen. War es Liebe auf den ersten Blick, hatte uns das Schicksal zusammengeführt? Viel Zeit zum Nachdenken blieb nicht, Ulrika und ihre Freundin mussten nach Deutschland zurück. Bevor wir uns verabschiedeten, tauschten Ulrika und ich unsere Adressen aus. Von da an gingen Briefe zwischen Antalya und Berlin hin und her.

In einem Brief kündigte Ulrika an, dass sie wieder in die Türkei kommen würde und wir uns unbedingt treffen müssten. Auch ich wollte sie wiedersehen. Bei unserem zweiten Treffen schlug sie mir vor, sie in Deutschland zu besuchen. Für mich war das Land fern und die Sprache fremd. Damit ich mich dort halbwegs verständigen konnte, meldete ich mich vor der Reise zu einem Deutschkurs an. Ulrika machte mich mit Berlin bekannt, das Leben war ein vollkommen anderes als in der Türkei, doch *Almanya* begann, mir zu gefallen.

Ich kam ein zweites Mal nach Deutschland. Je öfter wir uns sahen, desto größer wurde die Zuneigung zwischen Ulrika und mir. Gemeinsam schmiedeten wir Zukunftspläne und wurden uns schnell einig, dass wir heiraten wollten. Doch in welchem Land sollten wir leben? Würde ich nach Deutschland kommen oder wanderte Ulrika in die Türkei aus? Sie liebte mein Land, die Kultur, die Sprache. Ich erkundigte mich nach Arbeitsmöglichkeiten für sie. Ulrika hätte als Deutschlehrerin arbeiten können, doch der Verdienst wäre denkbar schlecht gewesen.

Der Mietvertrag meines Ladens in Antalya lief in ein paar Monaten aus. »Wie sollte es weitergehen?«, fragte ich mich. Als Kind hatte ich davon geträumt, Richter oder Anwalt zu werden. Ich wollte Menschen helfen, zu ihrem Recht zu kommen. Doch ich erfüllte nicht die Zugangsvoraussetzungen für eine juristische Fakultät, deshalb hatte ich in Antalya Agrarwissenschaften studiert. Vielleicht gelang mir in Deutschland ein Neuanfang? Ulrika glaubte daran, dass mein Traum vom Jurastudium in Berlin wahr werden könne. Um das Studium zu finanzieren, wollte ich nebenbei arbeiten.

Für mich war es ein gewaltiger Schritt, nach Deutschland zu gehen, doch das Leben mit Ulrika und die Aussicht auf die Erfüllung meines Traums vom Jurastudium waren so verlockend, dass ich all meine Bedenken über Bord warf.

In Berlin angekommen, zog ich in Ulrikas Wohnung in der Brandenburgischen Straße. Ich besuchte einen Deutschkurs, denn für das Studium musste ich die Sprache auf einem guten Niveau beherrschen. Ulrika beriet bei der *Caritas* viele meiner Landsleute. Ich half ihr beim Ausfüllen der Karteikarten ihrer Klienten, wenn sie Schwierigkeiten mit den türkischen Namen hatte. Sie arbeitete sehr viel, sodass wir uns oft erst abends sahen. Meist zauberte ich dann ein schönes Essen für uns, war Kochen doch eine meiner großen Leidenschaften.

Noch im Jahr meiner Ankunft in Deutschland heirateten wir im Standesamt von Schmargendorf. Leider kamen Ulrikas Eltern nicht, auch ihre Schwester blieb fern. Ihr Bruder Michael jedoch ließ es sich nicht nehmen. Für meine Eltern wäre die Reise aus der Türkei nach Deutschland zu weit und zu anstrengend gewesen.

**E**inige unserer *Caritas*-Kollegen kamen zur Trauung von Cengiz und Ulrika. Wir überraschten die beiden mit einigen deutschen Hochzeitsbräuchen.

So hatten wir einen Baumstamm organisiert, den die Frischvermählten durchsägen mussten. Und an ihr Auto banden wir Blechdosen, die – als sie vom Standesamt losfuhren – laut scheppernd kundtaten, dass die beiden von nun an ein Ehepaar waren.

**Else Adams  
erzählt**

**Cengiz Comart erzählt** **N**ach der Trauung trafen wir uns mit unseren Freunden zum Essen in einem Restaurant in der Nähe des Potsdamer Schlosses Cecilienhof. Dort hielt Ulrikas Bruder Michael eine kleine Hochzeitsrede. Etwas später luden wir die Gäste zu einer zweiten Feier in unsere Wohnung ein und kochten dort für sie.

Meine Eltern hatten mir in meine Entscheidung, eine Deutsche zu heiraten, die noch dazu Katholikin war, nicht hineingeredet. Ich hätte das auch nicht zugelassen, lebte ich doch seit meinem Studium selbstständig mein eigenes Leben. Ulrikas Eltern lernte ich erst drei Jahre nach unserer Hochzeit bei einem Besuch im Schwarzwald kennen. Ulrika hatte sie nicht um ihre Zustimmung gebeten, sondern – wie ich – die Entscheidung vollkommen autonom getroffen. Meine erste Begegnung mit meinen Schwiegereltern war distanziert. Ulrikas Vater hatte offenbar ein Problem mit meinem muslimischen Glauben. Anders als er konnte ich es akzeptieren, dass wir in religiösen Fragen unterschiedliche Ansichten hatten. Solche Begegnungen mit den Schwiegereltern blieben leider selten.

Als mein Deutsch gut genug war und ich meine Sprachprüfung bestanden hatte, begann ich 1995 endlich das ersehnte Jurastudium an der *Humboldt-Universität*. Nebenbei arbeitete ich als Kellner im *Kempinski*-Hotel. Da Ulrika die türkische Sprache gut beherrschte, hatten wir uns zu Hause in meiner Muttersprache verständigt. Als ich zu studieren begann, drängte sie darauf, dass wir ausschließlich Deutsch sprachen, damit ich sicherer wurde.

Ulrika feierte gern, liebte das Reisen und gönnte sich gern einen Urlaub. Wie reisten oft in die Türkei. Schon bevor sie

mich kennengelernt hatte, kannte sich Ulrika dort gut aus. Gemeinsam besuchten wir Kappadokien, die türkische Riviera, aber auch meine Heimat im Osten des Landes. Meine Eltern lebten in Kahramanmaraş in der Nähe von Adana. Sie verstanden sich gut mit Ulrika.

Obwohl Ulrika in der Beratungsstelle der *Caritas* alle Hände voll zu tun hatte, kümmerte sie sich nach Feierabend oder am Wochenende um unsere Nachbarin Frau Schön. Sie schien eine besondere Beziehung zu älteren Menschen zu haben. Jeden Sonntag leistete sie ehrenamtlich in einem Pflegeheim Dienst, ging mit Bewohnern spazieren, unterhielt sich mit ihnen. Sie wollte Menschen helfen, das war offenbar eine ihrer Leidenschaften.



1999 beendete ich mein Studium. Ich hatte alle meine Scheine und es wäre an der Zeit gewesen, das erste Staatsexamen abzulegen. Bei einem Geschäft an der Börse verlor ich jedoch viel Geld, die finanziellen Probleme wuchsen mir über den Kopf. Anstatt den eingeschlagenen Weg zum examinierten Anwalt weiterzugehen, begann ich, im Neuköllner Restaurant *Erasonte* als Kellner zu arbeiten. Da wusste ich noch nicht, dass ich es einige Jahre später übernehmen würde.

Privat zog ich mich zurück, wollte immer öfter allein sein. Der Beziehung mit Ulrika tat das nicht gut, wir stritten öfter. Schweren Herzens mussten wir einsehen, dass es mit uns nicht länger funktionierte. 2001 ließen wir uns scheiden. Doch wir blieben Freunde, sahen uns oft, uns war der Kontakt zueinander wichtig, schließlich hatten wir eine gute Zeit miteinander verbracht.

»Nicht betütteln,  
sondern beteiligen«

**Vijayarany  
Pathmanathan  
erzählt**

*Mitarbeiterin bei  
der Caritas, heute  
im kom•zen*

**M**ein Mann, mit dem ich fünf Jahre zuvor wegen des Bürgerkrieges aus Sri Lanka nach Deutschland gekommen war, wurde 1994 schwer herzkrank. Der Arzt hatte ihm Medikamente verschrieben, die so teuer waren, dass wir die Zuzahlung nicht finanzieren konnten. Wir hatten keine Ahnung, wie das System der Krankenkassen in Deutschland funktionierte. Als wir hörten, dass es bei der *Caritas* eine Beratungsstelle für Flüchtlinge und Migranten gab, vereinbarten wir einen Termin. Unsere Beraterin war Ulrika Zabel. Sie nahm Kontakt mit der Krankenkasse auf und erreichte, dass wir von der Zuzahlung befreit wurden. Sie verblüffte mich mit einer Frage, die gar nichts mit den Problemen zu tun hatte, wegen denen wir zu ihr gekommen waren: »Welchen Beruf hatten Sie zu Hause?«  
»Lehrerin, für Mathematik«, antwortete ich.  
»Das ist ja wunderbar, wollen Sie nicht ehrenamtlich bei uns arbeiten?«  
Das Angebot freute mich, denn mein Studienabschluss war in Deutschland nicht anerkannt worden, eine andere Arbeit hatte ich nicht gefunden. Nun bot sich mir die Möglichkeit, etwas Sinnvolles zu tun. Ulrika schlug vor, dass ich als Übersetzerin für meine Landsleute, die mit wenig Deutschkenntnissen in die Beratungsstelle kamen, arbeiten könnte.

Ich beherrschte Deutsch inzwischen ganz gut. Von da an war ich Dolmetscherin.

Mein Deutsch war jedoch längst nicht perfekt, ich musste noch vieles lernen. Ulrika half nicht nur mir, sie gab auch zehn meiner Landsleute in ihrem Arbeitszimmer Unterricht. Sie vermied es, die komplizierte Grammatik oder andere theoretische Fragen zu pauken. Stattdessen brachte sie uns bei, mit einfachen Worten Konversation zu betreiben. Sie bemühte sich, sehr langsam und deutlich zu sprechen, so hatten wir bald Erfolgserlebnisse. Wir kamen gern in ihren Unterricht, den sie etwa ein Jahr lang – zusätzlich zu ihrer Arbeit in der Beratungsstelle – in ihrem Büro gab.



Viele Kinder aus Sri Lanka, die im Alter von sieben oder acht Jahren mit ihren Eltern nach Deutschland gekommen waren, hatten Probleme in der Schule, außer im Deutschunterricht auch in anderen Fächern. Als Ulrika davon erfuhr, hatte sie eine Idee: »Wir organisieren Nachhilfeunterricht!« Wer sollte diesen Unterricht geben? Ulrika fand einen Weg: Sie sprach Studenten und Rentner an, die den Kindern ehrenamtlich unter die Arme griffen.

Jedes Jahr organisierte Ulrika einen Ausflug für die Familien der Migranten, die zu ihr in die Beratung kamen. Sie charterte auf Kosten der *Caritas* für etwa zwanzig Familien und ihre Kinder einen Bus, mit dem die bunte Truppe auf Reisen ging, zu den Schlössern der preußischen Könige in Potsdam oder – weil wir auch etwas über die jüngere deutsche Geschichte erfahren sollten – zu einer Besichtigung der Gedenkstätte im ehemaligen Konzentrationslager Sachsenhausen.

Ulrika schlug vor, dass ich außer Dolmetschen und Übersetzen weitere Aufgaben im Büro der *Caritas* übernehmen könnte. Ich zauderte, doch Ulrika machte mir Mut: »Sie können das!« So überzeugte sie mich davon, für die Buchhaltung und für das Sekretariat der Beratungsstelle in der Stresemannstraße zu arbeiten. Da ich wenig Ahnung von Computern hatte, suchte ich mir einen Ausbildungskurs. Die drei Monate kosteten mich fünfhundert Mark, doch die Investition lohnte sich, konnte ich danach doch gut mit der Technik umgehen. Ulrika arbeitete lieber an der Schreibmaschine. Musste etwas am Computer erledigt werden, etwa eine Power-Point-Präsentation für eine Veranstaltung, legte sie die Aufgabe in meine Hände. Hatte ich meine Arbeit erledigt, lobte sie mich dafür und ich ging stolz nach Hause. Damit ich nicht auf Dauer ehrenamtlich für sie arbeitete, fand Ulrika für mich Maßnahmen, die das Arbeitsamt finanzierte, oder sie beschaffte mir Jobs als Honorarkraft.

**Monika Treber**  
**erzählt**

*Professorin für Theorien,  
Methoden und Konzepte  
der Sozialen Arbeit,  
von 2009 bis 2013*

*Rektorin der  
Katholischen Hochschule  
für Sozialwesen Berlin*

**A**ls ich 1999 von Frankfurt am Main nach Berlin an die *Katholische Hochschule für Sozialwesen* kam, kannte ich weder Projekte noch Träger in der Stadt. An der Hochschule unterrichtete seit 1993 eine Lehrbeauftragte für Migrationsfragen, die sich bestens auskannte und gut in der Stadt vernetzt war: Ulrika Zabel.

Wir verstanden uns auf Anhieb, fanden viele gemeinsame Themen. Ulrika engagierte sich dafür, dass sich Verbände und Institutionen »interkulturell öffneten« und sich auf die Belange von Migranten

einstellten. »Nicht betütteln, sondern beteiligen« war ihr Motto. Massiv setzte sie sich dafür ein, dass ältere Migranten gehört wurden, dass sie ihre eigenen Interessen vertraten und in die Seniorenbeiräte der Berliner Bezirke gewählt wurden. Das passte zu meinem Lehr- und Forschungsgebiet. Wir verabredeten, dass wir gemeinsam eine Lehrveranstaltung halten würden. Ab Sommer 2000 planten wir ein Seminar. In dieser Zeit führten wir intensive Gespräche und lernten uns persönlich näher kennen. Ab dem Wintersemester 2001 führten wir einmal pro Woche eine zweistündige Lehrveranstaltung durch. Wir diskutierten über die Beratung von Familien mit Migrationshintergrund, über die Interkulturelle Öffnung der Sozialen Dienste, über Migration und Alter.

Wir waren ein ideales Tandem. Ich brachte als Wissenschaftlerin die Theorie ein, Ulrika steuerte konkrete Beispiele aus ihrem Alltag in der Migrationsberatung der *Caritas* bei. Es freute sie, dass sie von mir die theoretischen Hintergründe lernen konnte, für die sie im Alltag wenig Zeit hatte. Ich profitierte von ihrem ungeheuren Erfahrungsschatz. Stand der Termin für das Seminar an, kam Ulrika meist etwas eher an die Hochschule. Ich kochte Tee und wir unterhielten uns – über fachliche Fragen, aktuelle politische Themen, auch über Privates. Nach unserem Seminar saßen wir oft in der Mensa. Wir wurden Freundinnen, luden uns gegenseitig zu Geburtstagen ein, gleichwohl blieben wir stets beim *Sie*.

Ulrika war an der Hochschule zweifellos eine auffällige Erscheinung – stets chic, stets mit rot gefärbten Haaren.

Das brachte ihr den Spitznamen *Rote Zora* ein.

Ihr war es ein großes Anliegen, dass die künftigen Sozialarbeiter auch für interkulturelle Begegnungen



gut ausgebildet wurden. Sie diskutierte im Seminar mit den Studenten über Wege, wie die Gesellschaft mit Migranten umgehen solle. Sie selbst hatte eine sehr nüchterne Einschätzung, frei von jeglicher Romantik. So mancher Student schluckte, wenn Ulrika zugab: »In einigen Fällen finde ich es gut, wenn Migranten wieder in ihre Heimat zurückkehren.« Sie verlangte, man müsse prüfen, ob tatsächlich alle Zugewanderten eine Perspektive in Deutschland hätten oder ob ihnen in ihrer angestammten Heimat nicht ein besseres Leben möglich sei. Allerdings wandte sie ein, dass wir den Menschen bei einer Rückkehr helfen müssten. Das war für sie nicht nur Theorie, sie praktizierte es in ihrer Arbeit. Als internationaler Verband hat die *Caritas* Verbindungen in alle Welt. Ging es um die Rückkehr von Migranten in ein katholisch geprägtes Land, etwa nach Italien, bahnte Ulrika über die *Caritas International* Kontakte an, damit die Remigranten zu Hause aufgefangen wurden.

Ulrika engagierte sich mit viel Energie, damit die künftigen Sozialarbeiter gut ausgebildet wurden. Sie hegte die Hoffnung, nicht nur einen Lehrauftrag, sondern perspektivisch auch eine Stelle an der Hochschule zu bekommen. Genährt wurde diese Hoffnung durch die Gründungsrektorin, Prof. Dr. Teresa Bock. Sie verfolgte ein Konzept, das unter anderem an einigen Hochschulen in den USA praktiziert wurde: Dort wurden Lehrkräfte auf eine halbe Stelle berufen, den Rest ihrer Arbeitszeit absolvierten sie in der Praxis. Als ich an die Berliner Hochschule kam, bekleideten dort eine Schulpsychologin und eine Kita-Leiterin zwei solcher Stellen. Das Konzept, Theorie und Praxis auf diese Weise zu verbinden, wurde jedoch über Bord geworfen, als die Gründungs-

rektorin unsere Hochschule verließ. Denn just zu dieser Zeit wurde über eine stärkere Akademisierung der Fachhochschulen diskutiert. Von da an wurden nur noch Professoren berufen, die promoviert waren und in Vollzeit arbeiteten. Das zerstörte Ulrikas Hoffnung auf eine Anstellung.

»Wäre es nicht gut, wenn Studenten, die später Migrationssozialarbeit machen, auch Erfahrungen in den Herkunftsländern von Migranten sammeln?«, fragte sie eines Tages. Ich gab ihr recht. »Dann lassen Sie uns doch ein Projekt auf die Beine stellen!« Ulrika schlug einen Studentenaustausch mit der *Akdeniz-Universität* im türkischen Antalya vor – sie kannte den dortigen Juniorprofessor Erol Esen, der einige Jahre in Berlin gelebt und die *Caritas* beraten hatte.



Wir nannten unser Austauschprojekt *Bewegung in Europa*. Die deutschen und türkischen Studenten sollten Einblicke in die Gesellschaft des jeweils anderen Landes und die sozialen Sicherungssysteme bekommen, Beratungsprojekte für Migranten und Remigranten kennenlernen. Ein Semester lang bereiteten wir uns auf diesen Austausch vor. Im Februar 2004 fuhren wir mit fünfzehn Studenten nach Antalya, im Juli kamen fünfzehn Studenten aus der Türkei zum Gegenbesuch nach Berlin. Für unsere angehenden Sozialarbeiter war der Besuch eine prägende Erfahrung. Eine Studentin verliebte sich in Antalya in einen der Assistenten und heiratete ihn, eine andere ging nach dem Austausch nach Istanbul.

Die türkischen Studenten hingegen zeigten wenig Interesse daran, sich mit den Landsleuten in Deutschland zu befassen. Ein Grund dafür mag darin gelegen haben, dass diese in

problematischen sozialen Verhältnissen lebten und nicht, wie die meisten der Studenten, aus der Mittelschicht stammten. Zudem studierten unsere türkischen Austauschstudenten fast ausschließlich Verwaltungs- und Rechtswissenschaften und ließen sich nicht für die Fragen der Sozialarbeit gewinnen. 2009 wurde ich zur Rektorin der *Katholischen Hochschule für Sozialwesen* gewählt, von da an war ich stark in administrative Aufgaben eingebunden und konnte nur noch wenig unterrichten. Ulrika bestritt ein weiteres Semester lang eine Lehrveranstaltung allein. 2010 beendete sie ihre Tätigkeit als Lehrbeauftragte an der Hochschule.

»Bevor wir andere Institutionen interkulturell öffnen, müssen wir bei uns anfangen!«

**D**as Thema »Interkulturelle Öffnung«, für das sich Ulrika ebenso wie ich engagierte, wurde in den Zweitausenderjahren immer stärker diskutiert. **Monika Treber erzählt**

Die Ausländerbeauftragte des Landes Berlin, Barbara John, initiierte 2002 ein auf drei Jahre angelegtes Projekt mit dem Titel *QIA – Qualifizierung für interkulturelle Arbeit*, an dem sich verschiedene in Berlin ansässige Träger und Vereine aus dem sozialen Bereich und dem Bildungsbereich beteiligten. Außer vom Land Berlin wurde es von der EU gefördert. Bis dahin war Integrationspolitik auf den Ausgleich von vermeintlichen Defiziten der Zuwanderer gerichtet gewesen; in diesem Projekt ging es darum, die besonderen Fähigkeiten von Migranten – etwa ihre Sprachkenntnisse oder ihr Wissen über andere Kulturen – nutzbar zu machen, vor allem im Bereich der Gesundheits- und Wohlfahrtspflege. QIA sollte Wege aufzeigen, wie Migranten für die interkulturelle Arbeit qualifiziert und in den Arbeitsmarkt vermittelt werden könnten. Zugleich sollten Arbeitgeber animiert werden, Migranten stärker als Mitarbeiter und Kunden zu betrachten. Gemeinsam mit vier Professorinnen von der *Evangelischen Hochschule* und der *Alice-Salomon-Hochschule für Sozialwesen* übernahm ich die wissenschaftliche Evaluation. Wir befragten

die Mitarbeiter in den beteiligten Einrichtungen zu Beginn, in der Mitte und am Ende des Projekts. Ulrika war an der Erarbeitung der Fragebögen und an den Evaluationsgesprächen beteiligt.

QIA umfasste sieben Teilprojekte, eines davon trug den Titel *Fachberatung und Fortbildung zur Interkulturellen Öffnung*. Dafür kooperierten *Diakonisches Werk*, AWO und *Rotes Kreuz*; strategisch begleitet wurde es vom Migrationsdienst der *Caritas*, den Ulrika vertrat. Durch Organisationsberatung und durch interkulturelle Qualifizierung der Mitarbeiter sollten in den Einrichtungen Zugangsbarrieren abgebaut werden, um Migranten mehr Teilhabe an den Angeboten zu Erziehung, Bildung, Alten- und Behindertenhilfe oder Suchtberatung zu ermöglichen.

Das *Immanuel-Krankenhaus* in Berlin-Zehlendorf zum Beispiel war eine der Einrichtungen, die sich interkulturell öffnen wollten. QIA bot Fortbildungen zur Förderung der interkulturellen Kommunikation an. Diese wirkten bei den Klinikmitarbeitern als Impuls, einen Qualitätszirkel zu gründen, der Verbesserungsvorschläge zur interkulturellen Kommunikation erarbeitete. Ein Ergebnis war, dass auf allen Stationen des Krankenhauses praktische Verständigungshilfen in verschiedenen Sprachen zur Verfügung gestellt wurden. Zudem wurden die Fremdsprachkompetenzen aller Beschäftigten erfasst, um bei Bedarf darauf zurückgreifen zu können.

Die Koordinierungsstelle *Rund um das Alter* in Steglitz-Zehlendorf war eine weitere Einrichtung, die sich für eine Interkulturelle Öffnung entschloss – nachdem die Mitarbeiter innerhalb des QIA-Projekts an Fortbildungen und Fach-

beratungen teilgenommen hatten. Um mehr Zuwanderer als Kunden zu gewinnen, beschloss die Koordinierungsstelle, sich mit Projekten und Treffpunkten von Migranten zu vernetzen. Sie nahmen Kontakt mit dem *Griechischen Kulturzentrum* in Steglitz auf, das Treffpunkt für Griechen aus ganz Berlin war und als Veranstaltungsort vieler griechischer Vereine diente. Das Interesse dort war sehr groß, gab es in dem Zentrum doch bereits eine Diskussion über die Zukunft älterer in Berlin lebender Griechen und eine stärkere Zusammenarbeit mit Behörden und Wohlfahrtsverbänden.

**A**n Ulrika beeindruckte mich, mit welcher Leidenschaft sie bei der *Caritas* die Interkulturelle Öffnung vorantrieb. Ein Beweggrund mag gewesen sein, dass sie von anderen Kulturen fasziniert und immer offen für Neues war. Für sie stellte das auf den ersten Blick Fremde, das Andere, eine Bereicherung für die deutsche Kultur dar.

»Bevor wir andere Institutionen interkulturell öffnen, müssen wir bei uns selbst anfangen!«, lautete ihre Forderung. Ulrika setzte durch, dass sich die Kollegen vom Migrationsdienst regelmäßig mit Mitarbeitern aus anderen Bereichen der *Caritas* austauschten, etwa der Erziehungsberatungsstelle, dem Jugendbereich, der Suchtberatung oder dem Wohnungslosenbereich, um diese für die Belange der Migranten zu sensibilisieren.

Ich hatte 1999 begonnen, beim *Caritas*-Verband zu arbeiten. Zehn Jahre zuvor war ich aus Polen nach Deutschland

**Peter Botzian**  
**erzählt**

*Arbeitskollege bei der  
Caritas, heute Caritas-  
Fachreferent für Migration  
und Integration*



gekommen. Weil weder mein Abitur noch mein Studium anerkannt wurden, musste ich beides wiederholen. Ich studierte ein zweites Mal – Sozialarbeit mit dem Schwerpunkt »Interkulturelle Arbeit« an der *Evangelischen Hochschule für Sozialarbeit* in Berlin. Bei der *Caritas* wurde ich Mitarbeiter im Jugendgemeinschaftswerk, dem späteren Jugendmigrationsdienst. Zu mir kamen hauptsächlich junge Aussiedler, doch das Angebot stand allen Migranten im Alter zwischen zwölf und siebendzwanzig Jahren offen.

Die Arbeit der *Caritas* für Migranten befand sich im Umbruch. Bis dahin hatte es einzelne Sozialdienste für die jeweiligen Nationalitäten gegeben. Daraus wurde ein »Migrationsdienst«, der sich seither unabhängig von Sprache und Ethnie um alle Betroffenen kümmert. Ulrika sah darin die Zukunft der Arbeit für Migranten, denn »alle sitzen im selben Boot«.



Gemeinsam mit ihr organisierte ich Fortbildungsveranstaltungen. Dabei lag mein Schwerpunkt auf der Situation der Spätaussiedler, Ulrika konzentrierte sich auf die Geflüchteten. Uns ging es bei den Fortbildungen nicht nur um Zahlen und Fakten. So sprachen wir bei den Kollegen aus der Familienberatungsstelle über Familienstrukturen in anderen Kulturen und erklärten ihnen, welche Unterschiede es im Leben von vietnamesischen, arabischen oder türkischen Familien gibt. »Jetzt verstehe ich endlich, wieso sich im Beratungsalltag immer wieder bestimmte Verhaltensmuster wiederholen«, bedankte sich ein Kollege.

Die Veranstaltungen mussten vorbereitet und nachbereitet werden, ich sprach mit Ulrika darüber, was wir erreicht, aber auch, was wir nicht erreicht hatten. Oft trafen wir uns

nach Dienstschluss in einem Café oder einem Restaurant, um dort weiter zu diskutieren.

»Ein mehrsprachiger Flyer oder ein Anrufbeantworter mit einer mehrsprachigen Ansage ist nur der Anfang. Wenn sich eine Einrichtung wirklich interkulturell öffnen will, müssen die Strukturen verändert werden«, erklärte Ulrika den Kollegen. In unseren Fortbildungen konnten wir die Teilnehmer informieren und sensibilisieren. Doch oft fragten wir uns, wie es uns gelingen würde, ihre Haltung zu verändern? Außer für *Caritas*-Mitarbeiter boten wir unsere Seminare auch für externe Teilnehmer an. Wenn wir ihnen erklärten, weshalb die Menschen nach Deutschland kamen, wie sie hier lebten, mit welchen Probleme sie kämpften und welche Hilfe wir anbieten konnten, waren viele Kollegen sehr offen, andere blockten ab: »Das interessiert uns nicht ...« Manch einer brach die Fortbildung nach dem ersten Tag ab. Das waren herbe Enttäuschungen für uns.

Wir wollten nicht ständig gegen Windmühlen kämpfen, sondern endlich Erfolge sehen. Wir mussten jedoch lernen, Geduld zu haben, wenn wir mit Begründungen konfrontiert wurden, dass etwas »nicht realisierbar« oder »nicht wirtschaftlich« sei.

Auch wenn Ulrika vorschlug, mehr Migranten einzustellen, wurden Unkenrufe laut: »Schaffen die das überhaupt? Beherrschen sie die deutsche Sprache gut genug? Können sie sich an unsere Arbeitsstrukturen anpassen?« Ulrika vertrat ein anderes Menschenbild: »Die Leute können etwas, die haben etwas drauf!« Sie machte den Zweiflern klar: »Wenn wir es mit der Interkulturellen Öffnung ernst meinen, dann müssen wir Zeit und Geld investieren! Wir bekommen keine



fertig gebackenen Experten, wir müssen sie aktiv unterstützen, damit sie in unsere Strukturen passen!«

In Beratungsgesprächen oder bei Diskussionen in Gruppenangeboten hörten wir öfter, dass viele Migrant\*innen ihre Kinder in der Schule nicht unterstützen konnten, sei es, weil sie die deutsche Sprache nicht gut beherrschten oder weil sie mit den Themen aus dem Unterricht überfordert waren. Ulrika kam auf die Idee, Paten für die Jugendlichen zu finden. Daraus entstand das Projekt *Patenschaft mit Migrant\*innen*. Finanziert wurde es über die *Robert Bosch Stiftung*, es gab sogar Geld für eine Koordinierungsstelle. Wir fanden pensionierte Lehrer, aber auch Studenten, die Jugendlichen beim Lernen unter die Arme greifen wollten. Wir boten Supervision an, damit die Paten bei Schwierigkeiten nicht auf sich allein gestellt blieben. Die Paten standen auch neu in Deutschland angekommenen Erwachsenen und Familien zur Seite, wenn sie etwa Behörden oder Ärzte aufsuchen mussten. Leider wurden die Gelder für das Projekt nach und nach reduziert, was dazu führte, dass wir die Koordinierungsstelle aufgeben und die Paten die Koordinierung selbst übernehmen mussten. Nach einigen Jahren lief das Projekt aus.

Ulrika war Katholikin und SPD-Mitglied. Für sie bestand darin kein Widerspruch. Im Gegenteil: Sie konnte beides sehr gut miteinander in Einklang bringen. »Wir sind ein katholischer Wohlfahrtsverband«, predigte sie bei vielen Sitzungen. »Wir müssen an unserem Profil arbeiten und uns fragen, was uns von anderen Verbänden unterscheidet!«

Sie stieß Gesprächsrunden an, bei denen wir – begleitet von Caritas-Rektor Stefan Dybowski – über unser christliches Profil und die Frage diskutierten, weshalb wir diese Arbeit

leisten. Sie forderte ein, das Prinzip der Nächstenliebe ernst zu nehmen, insbesondere wenn es um die Zukunft von Menschen ohne Aufenthaltsstatus ging. Mit vielen solcher Schicksale waren wir in unserer Beratungsstelle konfrontiert. Für Ulrika stand fest: »Als katholischer Verband müssen gerade wir für diese Leute da sein!« Die Caritas dürfe sich nicht ausschließlich – wie es lange der Fall war – um Katholiken kümmern, sondern müsse den Menschen unabhängig von ihrer Religion helfen. »Als Christen sind wir für alle da!«, lautete Ulrikas Credo. In Not-situationen sei es egal, ob jemand Katholik, Buddhist oder Muslim sei.



**I**m Jahr 2001 zerbrach in Berlin die große Koalition aus SPD und CDU. Die so genannte Bankenaffäre bescherte dem Land Berlin Finanzprobleme in Milliardenhöhe, an der Frage, wie diese Probleme zu lösen seien, scheiterte das Regierungsbündnis. Die SPD bildete daraufhin eine neue Regierung mit Bündnis90/Die Grünen, die von der PDS toleriert wurde. Mit dem erklärten Ziel, Neuwahlen anzusetzen, wurde Klaus Wowereit im Juni vom Abgeordnetenhaus zum Regierenden Bürgermeister gewählt. Bei der Wahl im Oktober holte ich als SPD-Kandidatin – und erste Migrantin – den Wahlkreis 3 Charlottenburg/Wilmersdorf von der CDU zurück und zog ins Abgeordnetenhaus ein. Meine Eltern waren in der Türkei Sozialdemokraten gewesen. Auch wegen der politischen Verwerfungen dort gingen sie 1973

**Ulker Radziwill  
erzählt**

*Vorsitzende der AG  
Migration der SPD von  
2004 bis 2012, heute  
Sprecherin für Soziales,  
Senioren, Pflege und  
stellvertretende Fraktions-  
vorsitzende der SPD  
im Abgeordnetenhaus  
von Berlin*

mit mir und meinem Bruder nach Deutschland. In Berlin gründeten sie den *Verein Türkischer Sozialdemokraten* mit. In dessen Vereinslokal wuchs ich auf und wurde politisch sozialisiert. Später trat ich in die SPD ein. Nach den Wahlen zum Abgeordnetenhaus wählte mich meine Fraktion zur sozialpolitischen Sprecherin. In der Sozialpolitik hatte ich bis dahin keine parlamentarische Erfahrung.

Ich bat meinen Mann, der Rechtsanwalt ist, mir die Sozialgesetzbücher aus seiner Bibliothek zu leihen, damit ich mich einarbeiten konnte. Ich krempelte die Ärmel hoch und kämpfte mich durch die dicken Gesetzesbände. In dieser Phase half mir Ulrika ungemein, sie wurde zu meiner Mentorin, von der ich lernte, mich als Politikerin zu verorten, Netzwerke zu bilden und darin zu agieren.

Kennengelernt hatten wir uns in meinem Reisebüro, das ich 1986 mit meinem Bruder gegründet hatte. Ein türkisches Reisebüro unterscheidet sich von einem deutschen vor allem dadurch, dass die Kunden dort nicht einfach nur abgefertigt werden. Wer zu uns kam, dem servierten wir einen Tee und sprachen außer über den Urlaub auch über aktuelle politische Themen. Meine Eltern kannten Ulrika, so wurde sie eine Kundin und buchte bei uns ihre Flüge in die Türkei. Unsere Gespräche beim Tee drehten sich um das Private genauso wie um die Politik – in vielem waren wir uns schnell einig.



Nachdem ich Abgeordnete geworden war, wurde unsere Freundschaft immer enger, ich schätzte Ulrika als kompetente und verlässliche Gesprächspartnerin. Wann immer ich Hilfe brauchte, hatte sie ein offenes Ohr. Wir trafen uns öfter in ihrer gemütlichen Küche und

diskutierten an ihrem halbrunden Tisch, geschmückt mit Erinnerungsstücken, Bildern und roten Nelken vom 1. Mai über die Themen, die uns auf den Nägeln brannten.

Aus meinem Reisebüro war ich es gewohnt, dass ich – nach dem Motto »Zeit ist Geld« – eine Idee möglichst schnell umsetzte. Als Abgeordnete musste ich mich an ein anderes Tempo gewöhnen. Es galt, eine Idee zunächst überzeugend zu formulieren und in einen Antrag zu gießen, um dann die richtigen Unterstützer dafür zu finden. Der politische Alltag, das lernte ich in dieser Zeit, war mitunter äußerst träge. 2004 fragte mich Kenan Kolat: »Willst du nicht Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Migration der SPD werden?« Zu der Zeit hatte er selbst dieses Amt noch inne, doch er wollte es niederlegen. Die AG war bundesweit die erste ihrer Art in einem SPD-Landesverband, bis dahin hatte es solche Arbeitsgemeinschaften lediglich auf lokaler Ebene, in einigen wenigen Bezirken, gegeben. So hatte auch ich eine AG Migration in Charlottenburg-Wilmersdorf mitgegründet. Die Landes-AG beriet die Fraktion bei integrationspolitischen Fragen. Hinter Kolats Frage an mich steckte die Idee, die AG stärker an unsere Fraktion im Abgeordnetenhaus anzubinden. Nachdem er mich gefragt hatte, beriet ich mich mit einigen Genossen. Auch Ulrika, die dort bereits mitarbeitete, fragte ich um Rat. Sie überzeugte mich, die Aufgabe zu übernehmen. Ich kandidierte – und wurde gewählt.

2008 fragte ich Ulrika, ob sie nicht meine Stellvertreterin werden wollte. Sie war zwar Parteimitglied, hatte bisher aber keine Funktion innegehabt – sie hielt sich bewusst von solchen Ämtern fern. Zunächst zauderte sie, willigte aber schließlich ein. Gemeinsam gelang es uns, die Basis der AG

erheblich zu verbreitern. Innerhalb von vier Jahren installierten wir in jedem Bezirk eine AG Migration.

Nach den Sitzungen der Arbeitsgemeinschaft im Abgeordnetenhaus nahm ich Ulrika oft in meinem Auto mit. Da sie in meiner Nähe wohnte, hatten wir denselben Weg. In ihrer Straße angekommen, parkte ich meinen Wagen vor ihrem Haus und wir besprachen – egal, wie spät es inzwischen war – im Schnelldurchgang die Themen, die uns beschäftigten. Dort im Auto konnten wir anders miteinander reden als in der Öffentlichkeit, dort teilten wir unseren Frust wie unsere Freude.

Zwei Legislaturperioden hindurch arbeiteten Ulrika und ich intensiv zusammen. Ihr war daran gelegen, dass sich auch die eigene Partei interkulturell öffnete, dass auch dort Menschen mit Migrationshintergrund kandidierten und Funktionen übernahmen.

**Ingeborg Simon  
erzählt**

*Parteilose Abgeordnete  
für die PDS im Berliner  
Abgeordnetenhaus von  
1995 bis 2006 und  
gesundheitspolitische  
Sprecherin der Fraktion*

Ulrika vergaß nichts von dem, was sie uns Politikern an Aufträgen gegeben hatte. Sie war stets gut informiert, wann eine Sitzung anstand, die eines ihrer Projekte betraf. Durfte sie daran nicht teilnehmen, weil die Sitzung nicht öffentlich war, setzte sie sich vor die Tür des Sitzungssaales und wartete, bis sie aufging.

Ulrika wollte die Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe nicht im Hinterstübchen betreiben. Sie kämpfte dafür, dass das Thema stärker in der Öffentlichkeit diskutiert wurde. Für mich war es zu Beginn meiner Zeit als Abgeordnete neu, ich musste mich zunächst

einarbeiten. Eines lernte ich sehr schnell: Ulrika ließ nicht locker. »Frau Simon, haben Sie meine Anfrage schon bearbeitet?«, löcherte sie mich. Wir blieben stets beim *Sie*, vermieden das *Du*. »Haben Sie schon nachgehakt?«, fragt sie, wenn sie mir einen Auftrag erteilt hatte. Ulrika kannte keine Gnade. Ich musste Bericht erstatten, mit wem aus der Fraktion ich ihre Themen besprochen hatte oder wann ich das zu tun gedachte.

Ulrika war ein politischer Mensch mit einer klaren Haltung. Doch wenn es darum ging, ein Ziel zu erreichen, hatte sie keine Berührungängste und sprach auch mit Vertretern anderer Lager. Einmal musste sie mit einem Politiker von der CDU verhandeln, der ihr nicht sehr nahestand. Sie sagte dazu nur schulterzuckend: »Seine Parteizugehörigkeit interessiert mich nicht, wenn er so arbeitet, wie ich es brauche ...«

**U**lrikas fünfzigster Geburtstag stand 2003 an. Sie plante eine große Feier in der *Villa Grenzenlos* in Potsdam – ein geschichtsträchtiges Gebäude: Die Babelsberger Villa hatte einer jüdischen Familie gehört, die während der Nazizeit nach England und in die USA emigriert war. Die Erben trennten sich in den späten Neunzigerjahren von dem Gebäude und übergaben es der Stadt, die darin seit 1990 kulturelle Bildungsarbeit für Jung und Alt mit großer Resonanz anbot. Beim Erwerb verpflichtete sich die Stadt, daraus ein Haus der interkulturellen Verständigung zu formen und darin die Geschichte der Juden in Deutschland, Potsdam und Babelsberg zu verankern. Ulrika wählte diesen Ort – von dem ich ihr erzählt hatte –

**Gerhard Meck  
erzählt**

*Ulrikas Lebensgefährtin  
von 2003 bis 2010*

ganz bewusst für ihre Geburtstagsfeier aus. In den Gästezimmern durften einige ihrer Geburtstagsgäste übernachten.

**Michael Zabel** **erzählt** **Ü**berraschend kamen auf Ulrikas Einladung hin auch unsere Eltern nach Berlin. Vater tat sich stets schwer mit einem Besuch in der Stadt. »Wie kann man nur freiwillig nach Berlin gehen!?,« hatte er Ulrika vorgehalten, als sie sich für ein Leben in dieser Stadt entschied. Das Verhältnis zwischen den beiden war seit Kindheitstagen schwierig, denn er lehnte ihre politische Haltung ab, verurteilte ihre Hinwendung zu den Linken, ihre Sympathie für die DDR. An ihrem fünfzigsten Geburtstag sprang er endlich über seinen Schatten.

Wir trafen uns schon am Vorabend des Geburtstags. Ulrika beauftragte uns: »Ihr müsst morgen bei Bekannten noch Essen abholen!«

Am Morgen ihres großen Tages war Ulrika die Nervosität anzumerken. Nach dem Frühstück verkündete sie ungeduldig: »Um sechs geht es los, ihr solltet schon mal losfahren und die Speisen abholen!« Ich gab zu bedenken, dass ich mit dem Auto bis Potsdam lediglich etwas mehr als eine Stunde benötigen würde. »Aber außer dem Essen müsst ihr noch ein paar tamilische Freunde an der S-Bahn abholen ...«

Ich fuhr mit meiner Frau Christel los, um die Speisen einzusammeln. Wir hielten bei einer Griechin, einer Türkin, einem Mexikaner. Mit dem Abholen war es längst nicht getan. »Ihr müsst davon probieren...«, hieß es jedes Mal. Wir wurden regelrecht genötigt, hier einen Tee oder dort einen Schnaps zu trinken. Am Nachmittag hatten wir endlich alles

beisammen, in meinem Auto duftete es wie im Fahrzeug eines Catering-Unternehmens. An der *Villa Grenzenlos* angekommen, wartete Ulrika schon ungeduldig auf uns. Kaum hatten wir ausgeladen, drängelte sie: »Jetzt musst du noch die Tamilen abholen!«

»Wie viele sind es denn?«

»So vier oder fünf ...«

Als ich am Bahnhof ankam, standen dort nicht vier oder fünf, sondern zwölf Geburtstagsgäste. Ich klappte die Rückbank um, damit ich noch ein paar mehr Personen als zulässig unterbekam. Mit acht Personen fuhr ich los und hoffte inständig, dass ich nicht in eine Polizeikontrolle geriet. Auf einer zweiten Tour holte ich die übrigen tamilischen Gäste ab. Als Ulrika das Geburtstagsbuffet eröffnete, mussten wir uns etwas gedulden, bis wir die vielen Leckereien probieren konnten. Ulrika erzählte zu jedem Gericht eine Geschichte. Woher wusste sie das alles bloß?

Vater wollte partout eine Rede halten. »Was wird das wohl werden?«, fragte ich mich. Nur zu gut erinnerte ich mich an die Kämpfe, die er mit Ulrika ausgefochten hatte. Sie sah es entspannt. »Lass Papa nur reden!«, beruhigte sie mich. Ich traute kaum meinen Ohren als Vater zu sprechen anhub. Voller Anerkennung redete er über Ulrika und ihre Arbeit: »Wenn ich gewusst hätte, was du hier aufgebaut hast, hätten wir vielleicht ein ganz anderes Verhältnis zueinander gehabt.« Er lobte seine Tochter in den höchsten Tönen. Ulrika fiel ein Stein vom Herzen. »Hast du gehört, was er gesagt hat!?«, fragte sie mich erleichtert.

Ulrika hatte einen Discjockey engagiert; nach dem Essen schwangen wir das Tanzbein. Ihr war die Freude über die

Rede unseres Vaters anzumerken; er hatte ihr damit wohl das schönste Geschenk gemacht. Vater wünschte sich einen Tanz mit ihr, er bestellte sich einen Marsch, doch den konnte der DJ nicht bieten. Vater ließ sich auf einen Walzer ein und schwebte mit Ulrika im Arm über den Tanzboden. Dieser Geburtstag stellte den Wendepunkt in ihrem Verhältnis dar: Es wurde wärmer zwischen ihnen – ganz heiß allerdings nie ...



# Alt werden in der Fremde

**Z**u meinem Geburtstag am 30. April 2004 erhielt ich ein ganz besonderes Geschenk: die Zusage für eine Stelle bei der *Caritas*. Kurz darauf, am 15. Mai, trat ich sie an.

Ich hatte Ulrika auf einer Tagung getroffen. Zuvor hatte ich mein Studium in Erziehungs- und Politikwissenschaften beendet. Die Tagung besuchte ich gemeinsam mit Dorothea Krieger von der *Technischen Universität Berlin*, bei der ich eine Prüfung abgelegt hatte. Sie und Ulrika kannten sich. »Dorothea, bei mir ist im Projekt *Alt werden in der Fremde* ein Job frei, ich suche jemanden für die Stelle«, erzählte Ulrika. Dorothea wies auf mich: »Das ist Meltem, Sie hat gerade ihr Studium beendet und sucht Arbeit, sie wäre vielleicht jemand für dich.« Ulrika schlug vor, dass ich ihr meine Bewerbung schickte. Und die war erfolgreich.

In dem Projekt *Alt werden in der Fremde* kooperierte die *Caritas* mit der *Arbeiterwohlfahrt*. Was ich im Studium über Interkulturelle Öffnung gehört hatte und was für mich bis dahin nur graue Theorie geblieben war, lernte ich nun in der Praxis kennen. Vier oder fünf Wochen nach dem Arbeitsantritt ereignete sich in meinem privaten Leben jedoch ein Drama: Mein Freund starb. In dieser schwierigen Phase bekam ich große Unterstützung von Ulrika: Sie organisierte bei der *Caritas* eine Trauerbegleitung für mich. Zwei Wochen lang fiel ich komplett aus. Da schlug Ulrika vor: »Fang doch wieder mit

**Meltem Başkaya**  
erzählt

*Kollegin bei der Caritas  
ab 2004 und bis 2013  
beim kom•zen*

der Arbeit an, das tut dir vielleicht gut.« Ich folgte ihrem Rat. So wuchs in dieser schwierigen Zeit zwischen uns eine enge Beziehung.

Als im Abgeordnetenhaus Gespräche über den nächsten Berliner Haushalt anstanden, versuchte Ulrika, so oft es ging, an den Beratungen teilzunehmen. Denn es ging dabei auch um die Frage, wieviel Geld unser Projekt *Alt werden in der Fremde* weiterhin vom Land erhalten sollte. Kurz vor einem solchen Termin klingelte das Telefon. Der ambulante Pflegedienst, der Ulrikas Nachbarin Frau Schön betreute, rief besorgt an: »Wir kommen nicht in die Wohnung. Frau Schön macht nicht auf, was ist da los?«

Ulrika schaute mich mit Panik in den Augen an und flehte: »Meltem, kannst du bitte zu mir nach Hause fahren. Ich gebe dir meinen Hausschlüssel, da ist auch der Schlüssel von Frau Schön dran. Kannst du mal nachschauen, was da los ist?«

Ich willigte ein und fuhr los. Kaum war ich angekommen, klingelte mein Handy: »Oh Meltem, es tut mir so leid«,



entschuldigte sich Ulrika. »Ich habe nicht daran gedacht, dass du vor kurzem einen Todesfall hattest. Du musst da nicht rein! Falls mit Frau Schön etwas passiert ist ... Ich kann dir das nicht zumuten.« So fürsorglich war sie! Selbst im größten Stress machte sie sich um andere Gedanken.

Ich beruhigte sie und versicherte, dass es mir nichts ausmachte. Freilich öffnete ich die Tür mit einem mulmigen Gefühl. In der Wohnung fiel mir ein Stein vom Herzen: Frau Schön war quicklebendig. Allerdings reagierte sie nicht, als ich sie ansprach. Der Grund war ganz einfach: Sie hatte ihr Hörgerät nicht angelegt. Und so hatte sie auch

nicht hören können, dass der Pflegedienst vor der Tür stand und klingelte.

**F**rau Schön wurde tagsüber von einem Pflege- **Gerhard Meck**  
dienst betreut. Für den Rest des Tages übernahm **erzählt**  
Ulrika diese Aufgabe ehrenamtlich. Kam sie abends  
nach Hause, aß sie schnell und ging dann hinüber zu Frau  
Schön, die ihr Abendmahl und ihre Nachtwäsche brauchte.  
Ulrika las ihr vor oder unterhielt sich mit ihr. Erst gegen  
Mitternacht kehrte sie in ihre eigene Wohnung zurück. Ihre  
Nacht war kurz, stand sie doch morgens meist um fünf oder  
halb sechs Uhr auf.

Auch samstags und sonntags kümmerte sich Ulrika um Frau  
Schön. Waren wir am Samstagabend ausgegangen, schaute  
Ulrika bei unserer Rückkehr nach der Nachbarin. Hatte sie  
keine Zeit für die Betreuung, organisierte sie eine Vertretung.  
Als Frau Schön Geld gestohlen wurde, fiel der Verdacht auf  
Ulrika. Sie beteuerte ihre Unschuld. Dennoch wurde ihr  
sechs Monate lang der Umgang mit der alten Dame verboten.  
Frau Schön und ihre Freundin waren felsenfest davon über-  
zeugt, dass nur Ulrika das Geld genommen haben könne,  
weil nur sie Zugang zur Wohnung hatte. Da Ulrika gut mit  
dem ermittelnden Polizeibeamten kooperierte, baldowerten  
sie gemeinsam einen Test aus: Der Polizeibeamte färbte ei-  
nige Geldscheine ein und ließ sie in der Wohnung liegen.  
Wenig später waren sie verschwunden. An den Händen der  
Putzfrau, die ab und zu bei Frau Schön saubermachte, fan-  
den sich die Spuren der Farbe. Sie war die diebische Elster  
gewesen.

Nach der falschen Verdächtigung und Vorverurteilung hätte jede andere die Pflege von Frau Schön aufgegeben. Doch kaum war der Diebstahl aufgeklärt, führte Ulrika die anstrengende und ihre knappe Freizeit weiter schmälernde Pfllegetätigkeit fort. Abend für Abend. Bis zum Tod von Frau Schön im Jahre 2011 blieb sie an ihrer Seite.

**Meltem Başkaya** **erzählt** In der Stresemannstraße beriet Ulrika Migranten zu Fragen über ihre aufenthaltsrechtliche Situation, sie half bei der Suche nach Arbeit und Wohnung, bei Behördengängen oder wenn es um die Schulsituation ihrer Kinder ging. Manch einer ihrer Kollegen ging nach dem Schubladenprinzip vor und meinte, wenn man den Zugewanderten nur Geld beschaffe, seien ihre Probleme gelöst. Ulrika hingegen wollte auf die Ressourcen der Menschen zurückgreifen und ihnen auf diese Weise helfen. Sie war davon überzeugt, dass man den Menschen nichts Gutes tut, wenn man sie vorschnell mit Geld abspeist. Auch Mitleid half ihrer Meinung nach nicht weiter. Statt den Menschen, die bei ihr Hilfe suchten, einen Fisch hinzuwerfen, schlug sie vor: Gehen wir gemeinsam angeln! Sie empfahl ihnen, auf Minijobbasis oder ehrenamtlich zu arbeiten und so Schritt für Schritt ein Teil der Gesellschaft zu werden. Den Unsicheren, die sich das nicht zutrauten, machte Ulrika Mut, indem sie ihnen sagte: »Sie haben den Weg nach Deutschland geschafft, Sie sind ohne ein Wort Deutsch zu sprechen hierhergekommen, Sie haben hier Ihre Kinder großgezogen – das ist doch eine Leistung!« Mit den Jahren zeigte sich, dass der demografische Wandel



auch die Migranten-Communities erreichte. Es gab immer mehr ältere Menschen, die gepflegt werden mussten oder anderweitig Hilfe brauchten. Dabei galt es, die spezifischen Probleme, die in den verschiedenen Herkunftskulturen begründet liegen, zu beachten. Darauf war die Gesellschaft jedoch nicht vorbereitet; von einer wirklichen »Interkulturellen Öffnung« der Pflege- und Beratungsangebote konnte keine Rede sein. Damit Altenpflege tatsächlich »kultursensibel« stattfand und auf die Bedürfnisse der Senioren aus den verschiedenen Kulturen eingehen konnte, mussten die Mitarbeiter und Leiter der Einrichtungen einiges dazulernen.

Dafür mussten sich die Rahmenbedingungen ändern. Auch in Berlin mussten Politiker zunächst einsehen, dass sie für das Thema zuständig waren. Ulrikas und meine Arbeit bestand darin, sie dafür zu sensibilisieren. Anfangs reisten wir gemeinsam durch die Bezirke und führten unzählige Gespräche, später übernahm ich einige Bezirke allein.

Gemeinsam mit Mitarbeitern der Verwaltungen organisierte ich Informationstage in Seniorenbegegnungsstätten, Fachgespräche mit den kommunalpolitischen Gremien oder Tagungen. Wir regten Seniorenheime, Beratungsstellen und Begegnungsstätten dazu an, mit Migrantenvereinen zu kooperieren. Darüber hinaus koordinierte ich das bundesweite Netzwerk *Forum für eine kultursensible Altenhilfe*.

Während wir uns vonseiten der Caritas darum bemühten, mit dem Thema »Interkulturelle Öffnung« auf der Landes- und Kommunalebene anzudocken, setzte die AWO das Teilprojekt *Fachberatung Interkulturelle Altenhilfe* (FIA) um und arbeitete unmittelbar mit Senioren zusammen. Die AWO-Kollegen hatten innerhalb der Migrationsberatung

spezielle Angebote für Senioren aufgebaut und betreuten parallel eine Seniorengruppe, in der das Selbsthilfepotenzial gefördert werden sollte. Migranten brachten sich in die allgemeinen Angebote der AWO ein und halfen zum Beispiel bei den vielen Festen.

Ich bewunderte Ulrikas Hartnäckigkeit und Geduld, wenn es darum ging, etwas durchzusetzen. »Wiedervorlage« war ein beliebtes Wort von ihr. Ich beobachtete, dass sie es unzählige Male in ihren Kalender schrieb. Wollte sie etwas erreichen, rief sie immer wieder aufs Neue an und fragte nach, was aus dieser oder jener Absprache geworden war. Wurde sie vertröstet, legte sie das Thema auf »Wiedervorlage«.

**Sarina Strumpfen  
erzählt**

*Praktikantin im Projekt  
Alt werden in der Fremde  
im Jahr 2006 und  
Stellvertretende Leiterin  
des kom-zen von  
2015 bis 2016*

**A**uf der Suche nach einem Praktikum landete ich 2005 bei Ulrika Zabel. Ich studierte Gerontologie und wollte in meinem Praktikum mit Migration zu tun haben – als bester Ort erschien mir dafür das multikulturelle Berlin. Bei der Recherche bekam ich vom *Deutschen Zentrum für Altersfragen* die Auskunft: »Da gibt es nur eine Stelle: Ulrika Zabel vom *Caritas*-Verband!« Doch als ich bei ihr anrief, wurde ich enttäuscht: »Ein Praktikum ist bei uns nicht möglich, wir haben keinen Schreibtisch für Sie!«

»Aber daran«, hakte ich irritiert nach, »kann doch das Praktikum nicht scheitern ...«

»Da haben Sie Recht!«, antwortete Ulrika entwaffnet.

Ein paar Monate später begann mein Praktikum in der Beratungsstelle der *Caritas* in der Stresemannstraße. Ich hatte mich entschieden, mit älteren türkischen Migranten zu arbeiten,

hatte deswegen die türkische Sprache gelernt und fand mich unheimlich innovativ. Schon nach den ersten Begegnungen mit Ulrika wurde mir klar: Diese Frau, die ebenfalls Türkisch sprach, war mir mit ihrem umfangreichen Wissen meilenweit voraus. Doch sie trat nie besserwisserisch oder arrogant auf. Bereitwillig gab sie mir ihr reiches Wissen weiter. Dadurch erweiterte ich meinen Horizont enorm. Ohne die Begegnung mit Ulrika, das wurde mir später klar, hätte mein Leben einen anderen Lauf genommen.

Wir vereinbarten, dass ich das Praktikum teilte und drei Tage pro Woche bei der *Caritas*, zwei Tage in einem Altenheim in Kreuzberg arbeitete, in dem auch Migranten betreut wurden. In diesem Heim jedoch wurde ich ausgebootet, die Mitarbeiter ignorierten mich. Als ich frustriert in Ulrikas Büro kam, stand dort ein gedeckter Frühstückstisch mit einem Blumenstrauß. »Sie sind ein Brillant, der uns für ein halbes Jahr geschenkt wurde!«, lobte mich Ulrika. So unterschiedlich konnte also der Umgang mit einer Praktikantin sein.

Missmutig ging ich weiter ins Altersheim und beklagte mich von da an immer öfter, wie unglücklich ich war. »Kann ich nicht fünf Tage bei Ihnen arbeiten, Frau Zabel?«, fragte ich. Ich war drauf und dran, die Praktikumsstelle im Heim hinzuschmeißen. »So einfach machen wir es denen nicht!«, entschied Ulrika. »Wir üben ab sofort gemeinsam Kommunikation und dann erkämpfen Sie sich dort Ihren Platz!«

Von da an trainierten wir, wie ich ein Pokerface aufsetze, selbst wenn mir das Herz bis zum Halse schlug. Ulrika brachte mir bei, wie man sich entspannt und sich auf das fokussiert, was in einer kritischen Situation wirklich wichtig ist. Sie schärfte mir ein, das Positive und die Gemeinsamkeiten

zu betonen, statt den Gesprächspartner vor den Kopf zu stoßen. Komme ich heute in ähnlich brenzlige Situationen, beherzige ich diese Ratschläge noch immer.

Ich lernte in diesen wenigen Monaten fachlich und menschlich viel von Ulrika. Zudem sorgte sie – ganz nebenbei – dafür, dass ich Berlin kennenlernte: »Im Familiengarten am Kottbusser Tor ist sonntags Tanz, da müssen Sie unbedingt mal hingehen!« Ich befolgte ihren Rat und traf dort auf Frauen aus der Türkei, die gemeinsam wunderschöne Lieder sangen. Somit diente der Besuch neben meinem Vergnügen auch ganz nebenbei dem Praktikum. Das hatte Ulrika sicher bedacht.

Als mein Praktikum zu Ende ging, erzählte ich Ulrika, dass ich gern Zeit in der Türkei verbringen würde. Sie ermutigte mich dazu. Nachdem ich 2008 das Studium beendet hatte, ging ich nach Istanbul, um die türkische Sprache besser zu lernen und um in einem Altenheim ein Praktikum zu absolvieren. In der Metropole am Bosphorus fand ich Spuren von Ulrika: Ich traf bei einer Grillparty Simone Puchta, die Soziale Arbeit an der *Alice-Salomon-Hochschule Berlin* studiert und an einem Studentenaustausch mit der *Akdeniz Universität* teilgenommen hatte. Nach einem Praktikum in Antalya war sie nach Istanbul gezogen, wo sie nun für den *Internationalen Bund* Schulungen in staatlichen Altersheimen übernahm. Erstaunt stellten wir fest, dass wir beide Ulrika kannten, denn sie hatte die Studienreise nach Antalya während ihrer Zeit an der *Katholischen Hochschule* mitorganisiert.

## 5. Kapitel

# Die richtige Person im richtigen Moment





**M**ein Vertrag bei der *Caritas* lief 2006 aus. Just in diesem Jahr stieg bei unserem Kooperationspartner, der *Arbeiterwohlfahrt*, die Kollegin aus, die dort das Teilprojekt *FIA-Fachberatung ältere Immigranten* betreute. Das bot mir die Chance auf einen neuen Arbeitsplatz. Etwa zur selben Zeit musste die *Caritas* mit ihrer Beratungsstelle aus den Räumen in der Stresemannstraße ausziehen. Damit bot sich ein günstiger Zeitpunkt, um die beiden Teilprojekte endlich unter einem Dach zu vereinen. Ulrika hatte bereits ein Konzept ausgetüftelt, wie für das Thema »Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe« eine Institution in Berlin geschaffen werden könnte. Sie nannte es *Kompetenz Zentrum Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe*. Kultursensible Altenhilfe sollte nicht länger ein Sonderprogramm bleiben, sondern in den Regelangeboten der Bezirke und des Landes implementiert werden.

**Meltem Başkaya  
erzählt**

**W**as sollte mit den Migranten der ersten Generation geschehen, die in den Sechzigerjahren nach Deutschland gekommen waren und nun ein Alter erreicht hatten, in dem sie Pflege brauchten?kehrten sie in ihre alte Heimat zurück? Wurden sie von ihren Kindern versorgt? Dass Migrantenfamilien alte Menschen besser integrieren, entpuppte sich als Mythos. So wie viele Großeltern aus deutschen Familien, gingen immer mehr Senioren mit Migrationshintergrund in ein Pflegeheim. Doch wie sollte man mit diesen Menschen aus verschiedenen Kulturen umgehen, die teilweise die deutsche Sprache schlecht beherrschten? Die

**Barbara John  
erzählt**

herkömmlichen Konzepte halfen nicht weiter. Diese Zeit wartete nur auf Ulrika Zabel! Sie ergriff im richtigen Moment die Initiative.

**Meltem Başkaya** **erzählt** Für unser *Kompetenz Zentrum* musste ein Logo gefunden werden. Da der Name zu lang war, setzte ich mich mit einem Grafikdesigner zusammen und wir probierten mehrere Varianten aus. Da ich Abkürzungen liebe, stutzte ich das Wort »Kompetenz« auf *kom* und »Zentrum« auf *zen*. Der Grafiker entwickelte daraus *kom•zen*. Als wir unsere Idee Ulrika präsentierten, wiegte sie skeptisch den Kopf hin und her. Doch letztlich stimmte sie zu. Neben der *Caritas* und der AWO sah Ulrikas Konzept einen dritten Partner vor: *Vitanas*, ein privater Betreiber von Seniorenpflegeeinrichtungen in Berlin und ganz Deutschland. Wir hatten während unserer Arbeit an *Altwerden in der Fremde* den Geschäftsführer der *Vitanas*-Gruppe, Reinhold Gutmann, kennengelernt. Er zeigte großes Interesse für die Interkulturelle Öffnung. Ulrika, die Talent zum Netzwerken besaß, fand die Kombination aus einem privaten Anbieter und zwei Wohlfahrtsverbänden sehr innovativ. In einer Runde von Verantwortlichen der *Caritas*, der AWO und des Senats, stellte Ulrika ihr Konzept vor. Sie und ich hatten bei Sitzungen der Ausschüsse im Abgeordnetenhaus schon oft über Alter, Pflege und Migration gesprochen, so erhielten wir Rückendeckung von allen Parteien. Auch die Senatsverwaltung Soziales und Gesundheit und die *LIGA der Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege* unterstützten uns. Zudem erklärte sich *Vitanas* bereit, sich an der Finanzierung

der Institution zu beteiligen und einen Teil der Miete für das *Kompetenz Zentrum* zu übernehmen. Gemeinsam schlugen wir vor, die Interkulturelle Öffnung einer Senioreneinrichtung in einem Berliner Haus von *Vitanas* modellhaft zu erproben. Die Kombination so unterschiedlicher gemeinnütziger Träger – die *Caritas* als kirchlicher und die AWO als weltlicher – war bereits ungewöhnlich. Dass ein privater Träger hinzukam, der ein Modellprojekt für ganz Berlin mitgestalten sollte, war exotisch. Ulrika setzte bewusst auf *Public-Private-Partnership*, wollte sie doch bei der Trägerstruktur ausgetretene Pfade verlassen. Überzeugend legte sie dar, dass die Dreierkombination einen entscheidenden Mehrwert bot, nicht nur in Sachen Finanzierung, sondern auch bei der Vernetzung. Das Konzept überzeugte. Noch am selben Tag fiel die Entscheidung für das *kom•zen*.

Da seitens der AWO der Kreisverband Friedrichshain-Kreuzberg – der heutige Kreisverband Berlin Spree-Wuhle – als Träger des *kom•zen* fungierte, lautete der Wunsch, dessen Standort in einem dieser beiden Bezirke zu suchen. Die *Caritas* hatte verschiedene Standorte in den Bezirken und schlug Räumlichkeiten in Marzahn-Hellersdorf vor.

Ich fühlte mich als Kreuzbergerin. Mein Herz hing an diesem Bezirk, in dem ich aufgewachsen war und seit Jahren wohnte. Kreuzberg lag zentral und mein Blick fiel nicht auf die anderen Bezirke. Also schaute ich mich dort um. Irgendwann fragte Ulrika: »Gibt es nicht auch noch andere Orte?« Ich schaute sie empört an: »Ich dachte, wir wollen in Kreuzberg bleiben!?!«

»Meltem, wir arbeiten für ganz Berlin!«

Ulrika wollte unbedingt raus aus Kreuzberg, möglichst nach



Friedrichshain, um von dort aus mit der Oberbaumbrücke für unsere Arbeit nicht nur geografisch, sondern auch symbolisch eine Brücke zwischen West und Ost zu schlagen.

Ich fand in Friedrichshain zwei geeignete Objekte. Das erste stellte sich als zu klein heraus. Beim zweiten, einer ehemaligen Stadtteilbibliothek in der Simplonstraße, schien die Größe zu passen. Gemeinsam mit Ulrika schaute ich mir die Immobilie an.

Die Räume, die zur Straße hin große Fenster besaßen, standen vollkommen leer. Auf mich wirkten sie abweisend. Mitunter war ich eben eine »Bremslerin«, im Gegensatz zu Ulrika, der geborenen Optimistin, die stets lösungsorientiert dachte. Bei ihr war das Glas halb voll, nie halb leer. Ulrika sprühte bereits vor Ideen: »Schau mal Meltem, hier können wir Wände einziehen ...«. In Gedanken richtete sie die Räume bereits mit Möbeln ein. Ich zögerte, dann ließ ich mich von ihrer Begeisterung anstecken: »Okay, ich glaube, das wird was!«

Die ersten Möbel beschafften wir aus unseren alten Büros und dem Verwaltungskontor, einer Sammelstelle für Sozial Einrichtungen. Ulrika erreichte, dass wir uns aus dem Keller des Bundesratsgebäudes Möbel aussuchen durften. Zudem bestellten wir einige neue Möbel und richteten unseren großen Versammlungsraum komplett neu ein.

Die Hälfte der Miete zahlte *Vitanas*, die zweite Hälfte wurde aus Mitteln des Landes Berlin finanziert, ebenso die Sachkosten. Die Personalkosten teilten sich *Caritas* und AWO. Die Finanzierung nicht nur zu sichern, sondern mit der wachsenden Arbeitsbelastung zu erhöhen, war ein steter Kampf.

»Wenn du ein Schiff bauen willst, dann trommle nicht die Männer zusammen, um Holz zu beschaffen, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit zu verteilen, sondern lehre sie die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer.« – Diesen Rat von Antoine de Saint Exupéry stellten Ulrika und ich der Broschüre voran, die wir zur Eröffnung des *kom•zen* am 28. September 2007 veröffentlichten. Unser Ansatz stimmte mit dem überein, was der Autor der Abenteuer des *Kleinen Prinzen* vertrat: Interkulturelle Öffnung ließ sich nicht voranbringen, wenn wir nur Arbeit verteilten. Wir mussten bei den Menschen die Lust auf die endlosen Möglichkeiten wecken, denn dann würden sie die Arbeit von selbst in Angriff nehmen.



Zur Eröffnung kamen prominente Gäste, außer den Chefs von *Caritas*, *AWO* und *Vitanas* sprachen die Senatorin für Arbeit und Soziales, Heidi Knake-Werner, und die Vorsitzende des *Paritätischen Wohlfahrtsverbandes*, Barbara John. Die seit jeher in sozialen Fragen äußerst engagierte ehemalige Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth hielt einen Festvortrag. Das Kulturprogramm für unser Eröffnungsfest gestalteten wir international. So trat auch eine Musikgruppe aus dem Schülertreff *Sonne* auf. *Heimat ist da, wo ich lebe* lautete der Titel der Ausstellung, die wir an diesem Tag eröffneten. Susanne Koch, eine Wegbegleiterin Ulrikas aus der Zeit in der *Sonne*, die inzwischen im *AWO*-Begegnungszentrum in Kreuzberg arbeitete, erinnerte in ihrem Beitrag für unsere Broschüre daran, dass Interkulturelle Öffnung wie ein Stiefkind behandelt wurde, als *AWO* und *Caritas* 1999 ihre Kooperation begannen. Inzwischen sei Interkulturelle Öffnung jedoch ein Anliegen für viele Führungskräfte und

politisch Verantwortliche geworden. Susanne Koch lobte unseren Ansatz, die Ressourcen der Menschen, um die es uns ging, zu nutzen: »Als Mitarbeiterin eines Migrationssozialdienstes freue ich mich ganz besonders, dass Ulrika Zabel und Meltem Başkaya die älteren Migranten als Akteure bei der Interkulturellen Öffnung begreifen. Zu oft werden sie als hilfsbedürftige, defizitäre Objekte sozialer Arbeit wahrgenommen. Dabei verkennt man völlig, über welche Ressourcen sie verfügen, welche Flexibilität, welchen Pioniergeist sie in ihrer Lebensgeschichte gezeigt haben. Das *Kompetenz Zentrum* weiß um die Bedeutung der Partizipation von älteren Migranten und unterstützt zum Beispiel Seniorenvertreter mit Migrationshintergrund.«



## Mit jedem Stein Funken schlagen

**I**ch arbeitete in dem neuen Zentrum als Honorarkraft im Sekretariat. Dort bereitete ich die vielen Seminare vor, die wir veranstalteten, schrieb Einladungen, gestaltete Ulrikas Power-Point-Präsentationen. Daneben erledigte ich die Buchhaltung für die Caritas im *kom•zen*, die AWO besaß ihre eigene Buchhaltung. Ich betreute die ehrenamtlichen Mitarbeiter, die dabei halfen, Tische zu decken, Tee und Kaffee zu kochen und nach den Seminaren aufzuräumen. Wenn wir bei Veranstaltungen einen Infostand aufbauten, griffen uns die Ehrenamtlichen ebenfalls unter die Arme.

Ulrika verfolgte eine unkonventionelle Methode, um ehrenamtliche Mitarbeiter zu finden: Sie sprach Menschen, die ihr geeignet schienen, auf der Straße an und fragte sie, ob sie nicht ab und zu Zeit für uns hätten.

**Vijayarany  
Pathmanathan  
erzählt**



**U**lrika besaß kein Auto und fuhr deshalb meist mit öffentlichen Verkehrsmitteln zur Arbeit. Auf dem Weg vom S-Bahnhof Ostkreuz zum *kom•zen* lief einmal eine ältere Dame vor ihr mit einem Hund, der plötzlich sein Geschäft erledigte. Ulrika wartete gespannt, was die Frau tun würde. Diese holte einen Plastebeutel aus ihrer Tasche und beseitigte den Haufen ordnungsgemäß. »Das finde ich ganz großartig, dass Sie das machen!«, lobte Ulrika die Hundebesitzerin, die daraufhin verdutzt dreinschaute.

**Ingeborg Simon  
erzählt**

Für sie war es offenbar ganz selbstverständlich, Ulrika zollte ihr jedoch Respekt. Schließlich gibt es genügend Menschen, die sich nicht darum scheren, was ihre Vierbeiner auf den Gehwegen hinterlassen. Ulrika packte die Gelegenheit beim Schopfe: »Kommen Sie doch mal rein und schauen sie sich das *kom•zen* an!« Es war nicht das erste und nicht das letzte Mal, dass sie Passanten auf diese Weise in das Zentrum lockte.

**Gerhard Meck**  
**erzählt**



**U**lrika konnte mit jedem Stein Funken schlagen. Sie besaß die Gabe, in Sekundenschnelle die Stärken eines Menschen zu erkennen. Sie sah bei ihrem Gegenüber zuallererst die positiven Seiten und verstand es, diese zu stärken, indem sie ein Stück des Weges mit ihm ging.

**Eleni**  
**Werth-Mavridou**  
**erzählt**

*Ehrenamtlich unter  
anderem für die  
Griechische Gemeinde in  
Berlin tätig*

**E**ines Tages stellte Ulrika mir die Frage: »Eleni, willst du nicht ehrenamtlich bei uns mitarbeiten? Griechen«, ergänzte sie augenzwinkernd, »fehlen uns noch in unserem Sortiment ...«.

Ich versprach, darüber nachzudenken. In den kommenden drei Wochen rief Ulrika fast jeden Abend an und bohrte nach: »Eleni, hast du es dir überlegt? Komm doch mal zu einer Sitzung und schau dir an, was bei uns so läuft.« Irgendwann war es soweit.

Ich sagte Ja.

Ich bin gebürtige Griechin, lebe seit 1969 in Deutschland und wohne seit 1973 in Berlin. Bei meiner Arbeit als Bestatterin

begleite ich viele Angehörige von Verstorbenen, vor allem Landsleute, die hier nach dem griechisch-orthodoxen Ritus bestattet werden möchten. Um dies zu ermöglichen, setzte ich mich gemeinsam mit der griechisch-orthodoxen Diözese (*Griechisch-orthodoxe Metropolie von Deutschland*), der *Evangelischen Kirchengemeinde Heilig Kreuz-Passion* in Kreuzberg und der *Griechischen demokratischen Gemeinde* in Berlin für einen eigenen Friedhof ein. Große Unterstützung bekam ich von meinem Chef im Bestattungsinstitut, Hans-Joachim Hahn. Zehn Jahre dauerten die Vorbereitungen, 2003 konnte in Tempelhof endlich ein griechisch-orthodoxer Friedhof eröffnet werden.

Schon seit 1995 engagiere ich mich in dem interkulturellen Frauen- und Familienbegegnungszentrum *To Spiti*, das sich in Trägerschaft des *Diakonischen Werkes* unter anderem um Menschen aus der griechischen Community kümmert. Der Förderverein *To Spiti*, der sich auch um andere Projekte der griechischen Community kümmert, gründete 2002 den ersten interkulturellen Garten Berlins unter gemeinschaftlicher Verwaltung. Er bekam den Namen *Perivoli* – das ist das griechische Wort für einen Nutzgarten, in dem Gemüse und Obst geerntet werden. Auf den dreitausendfünfhundert Quadratmetern gärtnern inzwischen Menschen aus dreizehn Nationen gemeinsam. Bei einem Fest in diesem Garten liefen Ulrika und ich uns zum ersten Mal über den Weg. Wir wurden Freundinnen, durch sie kam ich zum *kom•zen* und später zur AG Migration im Landesseniorenbeirat – Ulrika eröffnete mir Wege in die Berliner Politik.

Sie fragte mich: »Die *Friedrich-Ebert-Stiftung* veranstaltet ein Seminar, bei dem es auch um das Thema Sterben und

Migration geht – du arbeitest doch bei einem Bestattungsinstitut, kommst du mit?»

»Ulrika, ich kann doch gar nicht vor Leuten reden ...«, wandte ich ein.

»Das kannst du schon!«, machte sie mir Mut.

»Muss ich mich vorbereiten?«, fragte ich zögerlich.

»Du musst nichts vorbereiten, du hast doch jahrelange Erfahrung. Erzähl einfach darüber!«

Bei dem Seminar wurde an mehreren Tischen Gruppenarbeit zu verschiedenen Themen angeboten. Ich sollte über die kultursensible Sterbebegleitung sprechen. Ulrika rief marktschreierisch: »Kommen Sie zu uns, hier ist es sehr interessant!« Mit klopfendem Herzen sprach ich über meine Arbeit als Bestatterin und stellte verschiedene Trauerrituale vor. Nach und nach wurde ich lockerer und es begann, mir Spaß zu machen – ich war nicht mehr zu stoppen.

**Bernd Szczepanski**  
**erzählt**

*Mitglied der Bezirks-  
verordnetenversammlung  
Neukölln für Bündnis 90/  
Die Grünen von 2006 bis  
2011, bis 2016 Sozial-  
stadtrat in Neukölln*

**I**ch nahm ebenfalls an diesem Seminar teil. Zurück im Rathaus von Neukölln lief ich sofort zum Sachbearbeiter der Abteilung Soziales, der für Bestattungen und Nothilfe zuständig war, und fragte: »Wie machen wir das bei uns? Kommt es vor, dass wir, wenn eine Sozialbestattung nötig ist, Menschen orthodoxen Glaubens einer Feuerbestattung zuführen? Ich habe grad gelernt, dass das nicht mit den Glaubensgrundsätzen vereinbar ist und dass Bezirksämter dies zum Teil nicht berücksichtigen.«

Der Sachbearbeiter, selbst muslimischen Glaubens, versicherte mir, dass Beisetzungsvorschriften aller Religionen in

Neukölln ernst genommen wurden. Wir waren uns einig, weiterhin besonders darauf zu achten, welchen Glauben die Verstorbenen und welche Bestattungsart die Angehörigen wünschten. Nur so konnten Menschen würdig unter die Erde gebracht werden – auch wenn es sich nicht immer um die kostengünstigste Lösung handelte.

Ulrika rief mich eines Tages an: »In Hannover findet eine internationale Tagung statt, bei der es um die Teilhabe älterer Migranten geht. Sie haben den Vorsitzenden der Seniorenvertretung von Neukölln eingeladen. Er ist jedoch kein Migrant und weiß nur wenig über die Thematik. Was können wir tun?«

Wir vereinbarten, die türkischstämmige Altun Aktürk, die sehr engagiert in der Seniorenvertretung unseres Bezirkes mitarbeitete, zu der Tagung zu schicken. Mir kamen Bedenken: »Sie ist eine einfache Frau. Wird sie es hinkriegen, vor so großem Publikum zu sprechen?«

Für Ulrika stellte sich diese Frage gar nicht: »Natürlich kann sie das! Sie wird das bestens machen!«

Sie versprach, Frau Aktürk zu helfen, sich für ihren Auftritt bei der Tagung zu präparieren. Sie war der Meinung, dass jemand, der mit Leib und Seele für eine Sache arbeitete, diese auch überzeugend nach außen vertrat. Und sie behielt Recht. Frau Aktürk machte ihre Sache sehr gut.



**F**rau Aktürk erzählte mir, dass sie mit Herzklopfen zu dieser Tagung gefahren war. Mit Lampenfieber stand sie hinter dem Vorhang der Bühne, auf der sie gleich reden sollte. Sie fragte sich, ob sie es nicht doch besser

**Ingeborg Simon  
erzählt**

lassen sollte. Da gab ihr Ulrika einen Schubs – und plötzlich stand sie im Rampenlicht. Nun hatte sie keine Wahl mehr und begann, über ihre Arbeit als Seniorenvertreterin zu erzählen. Das Publikum hörte ihr gespannt zu. Sie selbst hatte sich nicht zugetraut, diesen Auftritt zu meistern, Ulrika jedoch glaubte fest an sie – und wurde nicht enttäuscht.

**Marta Ladwig  
erzählt**

*Ehrenamtlich im  
Quartier am Kottbusser  
Tor tätig, Vorsitzende  
des Seniorenbeirates  
Friedrichshain-Kreuzberg  
von 2012 bis 2017*

Ich hatte beobachtet, dass viele Migrantenfrauen Kleider oder Mäntel trugen, die auf dem Boden schleiften, sie kehrten förmlich den Boden damit. Offenbar besaßen sie kein Geld, um die Kleidung beim Schneider ändern zu lassen. Könnten wir, fragte ich mich, nicht Kurse organisieren, damit die Frauen selbst ihre Kleidung umnähen können? Ich erzählte Ulrika davon. Sie war begeistert und mit ihrem unverwüstlichen Optimismus verkündete sie: »Das kriegen wir hin!« Doch wir benötigten einen Raum und Nähmaschinen ...

Ich war 1969 mit meinem Sohn aus Jugoslawien nach Westberlin gekommen. Wir wurden herzlich aufgenommen. Seitdem empfand ich den Wunsch, der Gesellschaft etwas zurückzugeben. Nachdem ich Rentnerin geworden war, engagierte ich mich ehrenamtlich in meinem Kiez am Kottbusser Tor, unter anderem im Quartiersmanagement. Ab 2006 arbeitete ich im Seniorenbeirat von Friedrichshain-Kreuzberg mit, dessen Vorsitzende ich später wurde. Als die Idee für die Schneiderwerkstatt am Kottbusser Tor geboren war, überzeugten Ulrika und ich eine kommunale Wohnungsgesellschaft davon, uns einen Raum zur

Verfügung zu stellen. Er wurde für unsere Zwecke hergerichtet. Wir durften ihn mietfrei nutzen und beschafften sogar Geld für Nähmaschinen.

Ab 2004 gab es jede Woche Schneiderkurse, zu denen junge und alte Frauen aus verschiedenen Ländern kamen. Sie lernten dort nicht nur das Schneiden, sondern auch die deutsche Sprache und ganz nebenbei gaben die Kurse ihnen einen Schub für ihr Selbstbewusstsein.

Eines Tages schlug Ulrika vor: »Wir machen eine Modenschau!«

Unsere Schneiderinnen nähten sich eigens für diesen Anlass Kleider und traten auch selbst als Models auf. Ich moderierte diese »Show« im Stadtteilzentrum *Familiengarten* des KOTTI e.V. Der Andrang war überwältigend, viele Besucher mussten draußen ausharren.

2010 bekam unsere Schneiderwerkstatt für ihr Konzept einen Preis der *Körper-Stiftung*.

**N**ach dem Ende meines Studiums und dem Aufenthalt in Istanbul war ich 2009 nach Berlin gezogen – ohne Job oder anderweitige Perspektive, aber mit dem festen Ziel, etwas im Bereich Altenhilfe und Migration zu bewegen. Ulrika und Meltem Başkaya unterstützten mich dabei. Da ich in der Nachbarschaft des *kom•zen* wohnte, war ich öfter dort und half als Ehrenamtliche. Im März 2009 bekam ich eine Zusage für ein Promotionsstipendium an der *Universität Rostock*. Sollte ich tatsächlich promovieren oder mich intensiver um eine feste Stelle im *kom•zen* bemühen? Ulrika bestärkte mich, die Promotion anzugehen.

**Sarina Strumpfen  
erzählt**

Dem *kom•zen* blieb ich weiterhin als ehrenamtliche Mitarbeiterin erhalten und unterstützte Ulrika. Sie hatte eine Menge Ideen, doch es lag ihr nicht, Konzepte zu schreiben. Sie entwickelte Vorschläge und die konzeptionellen Feinheiten, doch war sie froh, wenn andere die Verschriftlichung übernahmen – ich erledigte das gern.

2010 reiste ich erneut in die Türkei, dieses Mal für einen Forschungsaufenthalt an der *Akdeniz Universität* in Antalya. Diese Hochschule interessierte mich, da sie eine Abteilung für Gerontologie besaß. Ich landete als Austauschwissenschaftlerin in der Abteilung Politik- und Verwaltungswissenschaften – an der Fakultät von Erol Esen, der als Juniorprofessor an dem Studentenaustausch beteiligt gewesen war, den Ulrika und Professor Treber 2004 durchgeführt hatten. Inzwischen lehrte er als ordentlicher Professor.

In Antalya traf ich überall auf Spuren von Ulrika. Sie hatte oft davon erzählt, wie gern sie Tee und Saft auf den Terrassen der Innenstadt getrunken hatte. Freunde von mir wohnten während eines Besuches in der *Sabah Pension* in Kaleiçi, der Altstadt. Es stellte sich heraus, dass es sich um die Pension handelte, in der Ulrika schon in den Neunzigerjahren untergekommen war. Außerdem hatte ich eine Lieblingsbäckerei. Als ich Ulrika fragte, was ich ihr aus Antalya mitbringen könne, wünschte sie sich nichts Materielles. Vielmehr wollte sie, dass ich just diese Bäckerei finden und der Inhaberin einen Gruß bestellen solle. Das tat ich und war nun nicht länger eine Kundin wie jede andere. Ich wurde herzlich begrüßt und vor meiner nächsten Reise nach Deutschland aufgefordert, ein großes Paket Gebäck für Ulrika abzuholen. In der Oper von Antalya traf ich eine

der ersten türkeistämmigen Erzieherinnen von Berlin, die nun wieder in ihrer Heimatstadt lebte. Sie kannte Ulrika aus ihrer Zeit im Wedding. Ulrikas Talent, Netzwerke zu knüpfen, wirkte nicht nur in Berlin, sondern auch in der Türkei.

**I**ch zog mit meiner Familie 2006 in das Haus in der Brandenburgischen Straße, in dem auch Ulrika wohnte. Wir sahen uns leider nur selten, weil Ulrika in ihrem Job sehr eingespannt war. Meist begegneten wir uns abends im Aufzug. Gelegentlich schafften wir es, uns zum Tee zu verabreden. Nach der Geburt meiner Kinder fragte ich sie oft um Rat, denn als ehemalige Kinderkrankenschwester kannte sie sich bestens aus. Eines Tages bemerkte sie, wie erschöpft ich war, und schlug vor: »Pass mal auf, ich nehme den Kleinen« – mein Sohn war gerade ein paar Wochen alt und sehr unruhig – »und du legst dich in die Badewanne!«

**Ulrike Aßmann  
erzählt**

Ulrika redete ihm eindrücklich und auf ihre typische Art zu: »Canım,« – das ist Türkisch und bedeutet »mein Schätzchen« – »du musst doch deine Mama auch einmal ausruhen lassen.«



Mein Sohn blickte sie mit großen Augen an und protestierte nur noch ganz leise. Den ganzen Abend lang duftete der Kleine unverkennbar nach Ulrikas Parfüm. Mir so zu helfen, war für sie selbstverständlich gelebte Solidarität unter Frauen.

Über die Jahre wurde die Freundschaft zwischen Ulrika und meiner Familie immer enger, oft luden wir sie ein – sie

gehörte zur Familie. Bei meiner Hochzeit schnappte sie sich ab und zu meinen Sohn, damit ich auch einmal tanzen konnte. Zu den Geburtstagen meiner Mutter, an denen sie ihr Haus für alle öffnete, kam auch Ulrika – meist spät, direkt von einer Sitzung, aber immer froh über die Gelegenheit, wieder mit uns zusammenzusein.

## Nicht für ihn, sondern mit ihm

**I**m Jahr der Eröffnung des *kom•zen* tagte bei uns zum ersten Mal der Runde Tisch *Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe*. Wir hatten ihn gemeinsam mit dem Land Berlin und den Bezirken ins Leben gerufen. Bis heute treffen sich dort regelmäßig Verantwortliche für die Altenhilfe aus den zwölf Bezirken mit Vertretern der Senatsverwaltung für Gesundheit, Pflege und Gleichstellung. Mit am Tisch sitzen auch Vertreter der bezirklichen Integrationsbeauftragten und der in ganz Berlin existierenden Pflegestützpunkte.

**Meltem Başkaya  
erzählt**

2011 veröffentlichte dieses Gremium zum ersten Mal Handlungsempfehlungen. Darin wurde unter anderem festgelegt, Mitarbeiter von Sozialämtern, Pflegestützpunkten oder anderen Einrichtungen kultursensibel zu beraten und sie für diese Aufgaben zu qualifizieren. Ein zweites Handlungsfeld sah vor, die Mitarbeit älterer Zuwanderer in den Seniorenvertretungen der Bezirke zu fördern. Den dritten Schwerpunkt bildete eine Kampagne, um eine Professionalisierung der Altenpflege anzustoßen. Mit ihr sollten unter anderem mehr Mitarbeiter mit Migrationshintergrund als Fachkräfte in der Altenpflege gewonnen werden.

In der Öffentlichkeit die Trommeln für die Interkulturelle Öffnung zu rühren, wurde ein wichtiger Teil unserer Arbeit. Wir verfassten Artikel in Fachzeitschriften oder gaben Interviews als Experten für Interkulturelle Öffnung. Igor Chalmiev, einer unserer Kollegen, dokumentierte unsere

Arbeit in Filmen, die wir auf der Internetseite des *kom•zen* bereitstellten, um so unsere Erfahrungen weiterzugeben.

Wir waren nicht nur in Berlin, sondern auch bundesweit gut vernetzt. Unter anderem koordinierten wir die Arbeit der Regionalgruppe Ost des *Forums für eine kultursensible Altenhilfe*. Im Jahr 2000 hatten Mitarbeiter aus Altenhilfe, Migrationsarbeit und daran angrenzenden Feldern die *Charta für eine kultursensible Altenpflege* gegründet und ein Memorandum zu diesem Thema entwickelt, das von allen Wohlfahrtsverbänden und weiteren Organisationen unterzeichnet wurde. Das Ziel des Memorandums bestand darin, die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, dass zugewanderten und einheimischen älteren Menschen ein Leben in Würde ermöglicht werden müsse und dass man dabei ihre jeweils besondere Situation und ihre Bedürfnisse berücksichtigen müsse. Um das Memorandum in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, starteten wir 2004 eine Kampagne für die kultursensible Altenhilfe in Berlin, die das *Forum für kultursensible Altenhilfe* seither weiterführt.

Wie Interkulturelle Öffnung konkret aussehen könnte, erprobten wir in einem mit *Vitanas* vereinbarten Modellprojekt. Als Projektstandort wählten wir gemeinsam das *Vitanas*-Seniorenzentrum im Märkischen Viertel in Reinickendorf aus, in dessen Umfeld viele Migranten sowie *Vitanas*-Mitarbeiter mit Migrationshintergrund lebten. Als erstes galt es, die Mitarbeiter des Hauses zum Thema Alter und Migration zu schulen. Zudem wollten wir das Haus für das Gemeinwesen öffnen. Wir organisierten ein interkulturelles Sommerfest und luden die Nachbarn der Einrichtung dazu ein. Eine ehrenamtliche Mitarbeiterin einer

Nachbarschaftsetage, die bereits gut im Viertel vernetzt war, baute bei *Vitanas* eine Kaffeerunde auf, an der ältere Migrantinnen teilnehmen konnten.



*In einem Artikel für die Zeitschrift carestyle aus dem Jahr 2011 beschreiben Ulrika Zabel und ihre Kollegin Verena Gleich, welcher Mehrwert durch die Interkulturelle Öffnung bei Vitanas entstand: Der Betreiber der Senioreneinrichtung habe neue Kundengruppen akquiriert, für die es bis dahin keine stationären Angebote gegeben hatte. Durch die zusätzlichen Schulungen, die im Zuge der Interkulturellen Öffnung nötig waren, wuchsen die sozialen und pflegerischen Kompetenzen des Personals. Dadurch wiederum wurden die Arbeitsprozesse und die Qualität der Pflege optimiert. Auch für das Gemeinwesen gab es einen Effekt: Da vermehrt ehrenamtliche Mitarbeiter gewonnen wurden, die im Stadtteil von ihrer Arbeit berichteten, wurde das negative Image stationärer Pflege revidiert. Die Scheu der Menschen aus dem Stadtteil gegenüber einer solchen Einrichtung nahm ab, da innerhalb des Modellprojekts Kontakte zu Vereinen und Initiativen in der Nachbarschaft aufgebaut wurden. Ulrika Zabel und Verena Gleich berichten von ersten Fortschritten, die in der Interkulturellen Öffnung bei Vitanas zu verzeichnen waren. Die gesamte Einrichtung bewegte sich in eine neue Richtung, weil – von der Köchin bis zu den leitenden Angestellten – alle Mitarbeiter kultursensibel weitergebildet wurden. Bei den Beschäftigten ließen sich Veränderungen in der Haltung beobachten. So würden zuerst die Bewohner nach ihren Bedürfnissen befragt und erst danach die Angehörigen. Viele Mitarbeiter waren bereit, ihre Klischees, die sie etwa über »den Spanier« im Kopf hatten, zu prüfen.*

*Der Artikel berichtet jedoch auch von Stolpersteinen, indem er nüchtern darauf verweist, dass kultursensible Pflege weder zeitlich noch finanziell zum Nulltarif zu bekommen sei.*



**Verena Becker  
(geb. Gleich) erzählt**

*Mitarbeiterin im kom-zen  
von 2009 bis 2012*

Mit *Vitanas* planten wir einen italienischen Nachmittag im Wohnbereich eines italienischen Seniors. Ulrika hatte bemerkt, dass er zunehmend vereinsamte. Stets kochte er nur für sich selbst und hatte wenig Kontakt zu den anderen Bewohnern. Ulrika wollte erreichen, dass er besser in die Gemeinschaft eingebunden wurde. Deshalb schlug sie vor, ein Fest auf seiner Etage zu veranstalten. Als wir mit der Heimleitung besprachen, was es zu Essen geben sollte, hatte Ulrika die Idee: »Kochen wir doch italienisch! Ihr italienischer Bewohner kann seine Rezepte einbringen – so wird es auch sein Tag!«

»Wie soll das denn funktionieren?«, fragten unsere Gesprächspartner entgeistert. »Dann müssen wir mit ihm einkaufen gehen, jemand muss mit ihm kochen ...«

Ulrika überlegte nicht lange: »Dann machen wir das eben!«



So stand ich mit dem italienischen Bewohner in der Küche und bereitete nach seinen Anweisungen ein Gericht aus seiner Heimat zu. Als die Gäste aus seinem Wohnbereich am Tisch saßen, erzählte er von den speziellen Zutaten, über deren Zubereitung und seine Heimat. Ein italienischer Musiker spielte. Unser Koch war glücklich. Man spürte, wie gut es ihm tat, sich einbringen zu können und welche Freude es

ihm brachte, dass der Nachmittag nicht *für ihn*, sondern *mit ihm* gemeinsam vorbereitet worden war.

Zum *kom•zen* kam ich, als ich meinen Master in Sozialer Arbeit an der *Katholischen Hochschule für Sozialwesen* in Berlin absolvierte und eine Tätigkeit suchte, die ich neben dem Studium erledigen konnte. Eine Kommilitonin, die am Runden Tisch *Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe* im *kom•zen* saß, gab mir den Tipp: »Ich bringe euch mal zusammen!« Ich traf mich mit Ulrika und spürte sofort, dass die Chemie stimmte. Sie lud mich zu einem Treffen der ehrenamtlichen Mitarbeiter des *kom•zen* ein.

Als ich dorthin kam, war ich fasziniert: So viele Menschen aus verschiedenen Kulturen an einem einladend gedeckten Tisch, für den jeder etwas beigesteuert hatte. Eine der ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen, die seit über vierzig Jahren in Friedrichshain lebte, führte uns durch ihren Kiez und erzählte an prägnanten Stellen von den Veränderungen.

Ich begann zunächst, ehrenamtlich im *kom•zen* zu arbeiten, nach einigen Monaten wurde ich als Mitarbeiterin eingestellt. Als Soziologin kam ich aus den Gefilden der Theorie.

Im *kom•zen* sprang ich in das kalte Wasser der Praxis.

»Machen Sie mal...!«, forderte Ulrika, versicherte allerdings auch: »Ich bin da, wenn Sie Hilfe brauchen!«

Ich nahm ihr Schreibarbeit ab, war für die Dokumentation von Projekten zuständig, setzte Konzepte auf. Mir gefiel, dass das *kom•zen* eine Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis bildete. Anders als an der Universität hatte ich hier Kontakt zu den Menschen, um die es ging; die Mitarbeiter kannten die Probleme der Betroffenen und ihr Wissen floss in die konzeptionelle Arbeit ein.



In Seniorenrunden sprach ich anfangs so, wie wir in den Seminaren an der Universität miteinander redeten. »Sprechen Sie langsam und in kurzen Sätzen«, ermahnte mich Ulrika. »Verwenden Sie möglichst wenige Fremdwörter!«

Mit der Praxis konfrontiert, merkte ich, wieviel ich noch zu lernen hatte. Doch Ulrika baute mich auf: »Ich schätze an Ihnen, dass Sie zwar eine Theoretikerin sind, aber keine Angst vor der Praxis haben.«

Ulrika lebte für das *kom•zen*, arbeitete sieben Tage in der Woche. »Wann schläft sie eigentlich?«, fragte ich mich. Als an einem Sonntag eine Veranstaltung bevorstand, die Ulrika wichtig fand, fragte sie: »Können Sie da nicht hingehen?«

»Den Sonntag wollte ich gern mit meinem Mann verbringen ...«, antwortete ich vorsichtig.

»Dann nehmen sie ihn doch mit!«

Ulrika verlangte nie, dass ich sie mir zum Vorbild nehmen sollte. »Wenn ich bis abends im Büro sitze, heißt das nicht, dass Sie das auch tun sollen. Das ist meine Sache!« Manchmal erinnerte sie mich daran, wenn ich länger als gewöhnlich im Büro saß: »Wollen Sie nicht nach Hause gehen?«

2011 wurde ich mit meinen Zwillingen schwanger. Bevor ich in den Mutterschutz ging, organisierte ich zusammen mit dem Stadtteilzentrum *Kiezspinne* in Lichtenberg einen Fachtag. Ältere Zuwanderer sollten für Stadtteilzentren gewonnen werden, nicht nur als Besucher, sondern auch als Akteure. In ihrem Eingangsstatement zur Veranstaltung erwähnte Ulrika, dass ich den Fachtag in Eigenregie organisiert hatte und dass er nur durch meine Arbeit zustande gekommen war. Ich fühlte mich und meine Arbeit wertgeschätzt. Es gibt genügend Vorgesetzte,



die sich in einem solchen Moment mit fremden Federn schmücken und ein Projekt als ihr eigenes verkaufen. Anders Ulrika: Sie hob die Teamarbeit hervor.

**I**m Seniorenzentrum im Märkischen Viertel stellte uns *Vitanas* einen Raum zur Verfügung, in dem sich die Heimbewohner mit Migranten treffen konnten. Ich organisierte solche Treffen. Wir wollten die Bewohner mit Menschen aus der Umgebung in Kontakt bringen, sie so aus ihrer Einsamkeit herausholen und aktivieren. Die Nachbarn sollten etwas über das Seniorenheim erfahren, die Migranten unter ihnen konnten sich informieren, wie die Betreuung in einer solchen Einrichtung funktionierte. Wir feierten religiöse und kulturelle Feste, bei denen wir kulinarische Spezialitäten aus verschiedenen Kulturen servierten. Begegnen konnten sich Heimbewohner und Nachbarn, Deutsche und Migranten auch in einem Garten, den wir auf dem *Vitanas*-Gelände angelegt hatten. Gemeinsam mit Ulrika suchte ich den Ort dafür aus. Heimbewohner konnten dort mit der Hilfe einer professionellen Gärtnerin Blumen anpflanzen. So wuchs eine kleine Oase, die auch von den Mitarbeitern der Einrichtung in ihren Pausen genutzt wurde.

Ich bin Kurdin aus dem Irak, im Dezember 1979 war ich mit meinem Mann und meinen Kindern nach Deutschland gekommen. Mein Mann arbeitete in der Seniorenvertretung von Charlottenburg. Eines Tages saßen wir im Bus, da stieg eine Frau ein, die meinen Mann freundlich begrüßte. Er stellte sie mir vor: Ulrika Zabel, die Leiterin des *kom•zen*.

**Zubaida Mohammed  
erzählt**

*Ehrenamtliche  
Mitarbeiterin im kom•zen*

Sie sagte: »Bringen Sie Ihre Frau doch einmal mit!« Von da an begleitete ich meinen Mann, wenn er im Rahmen seiner Arbeit für die Seniorenvertretung ins *kom•zen* ging, oder besuchte andere Veranstaltungen des Zentrums.

Als ausgebildete Altenpflegerin absolvierte ich ein einjähriges Praktikum – ein halbes Jahr bei einem privaten Anbieter von ambulanter und stationärer Pflege, ein halbes Jahr in einer Seniorenfreizeitstätte des Bezirksamts Mitte in Tiergarten. Nach dem Praktikum wurde ich zunächst von dem privaten Unternehmen übernommen.

Als ich Ulrika kennenlernte, war ich arbeitslos. Sie schlug mir vor, ehrenamtlich für das *kom•zen* zu arbeiten. Der Vor-



schlag kam zur passenden Zeit. Ich begleitete sie zu Seminaren und Workshops; wir besuchten gemeinsam Pflegeeinrichtungen. Ulrika war voller Elan und lächelte stets freundlich. Ich kann mich nicht erinnern, sie jemals mit ernster Miene gesehen zu haben.

Ich kümmerte mich um unsere Infostände bei Veranstaltungen, die sich um Gesundheit, Rechte von Senioren und um die kultursensible Pflege drehten – unter anderem in den Rathäusern der Bezirke. Wir bauten unseren Infostand auch bei der *Friedrich-Ebert-Stiftung* oder beim Seniorentag auf dem Breitscheidplatz am Kurfürstendamm auf. Zudem betreute ich eine Gruppe demenzkranker deutscher und türkischer Senioren.

2010 wurde ich aus heiterem Himmel schwer krank. Nach einer komplizierten Operation dauerte es lange, bis ich wieder einigermaßen zu Kräften kam. Meine Arbeit für *Vitanas* konnte ich leider nicht fortsetzen, für das *kom•zen* arbeite ich weiter ehrenamtlich.

Ulrika war im *kom•zen* zwar meine Chefin, aber ich erlebte sie auch wie eine Schwester, wie eine enge Freundin. Ich lernte viel von ihr – diszipliniert zu arbeiten, den Kontakt zu Menschen zu suchen, offen und höflich zugleich zu sein. Oft lauschte ich, wenn sie am Telefon bestimmt, aber freundlich mit den Anrufern redete, und versuchte, es ihr bei meinem nächsten Telefonat gleichzutun.

**Vijayarany  
Pathmanathan  
erzählt**

Ihr Arbeitspensum war enorm. Legten wir eine Mittagspause ein, ging sie oft schon zehn Minuten später wieder an ihren Schreibtisch zurück. Uns forderte sie auf: »Bleibt ruhig noch etwas länger sitzen!« Sie ermahnte mich, nicht ihrem Vorbild zu folgen und so viele Überstunden zu machen. »Gehen Sie nach Hause!«, drängte sie. »Den Rest können Sie auch morgen noch erledigen!« Nicht nur im Büro, auch privat bemühte sich Ulrika sehr um mich. Ich gehe selten in die Stadt, entweder bin ich auf der Arbeit oder zu Hause. Damit ich etwas Neues erlebte, schlug Ulrika vor einem meiner Geburtstage vor, gemeinsam mit meinem Mann und mir in den Botanischen Garten zu gehen.



## Licht und Schatten

**Ulker Radziwill erzählt** **U**lrika war ein hochpolitischer Mensch. Kein Tag verging, ohne dass sie Zeitung las. Ihr Lieblingsblatt war die aus dem Osten der Stadt kommende *Berliner Zeitung*. Manchmal hob sie einen Artikel für mich auf und wir diskutierten darüber. Ulrika wollte, dass die Spuren der einstigen Teilung Berlins endgültig verschwinden, das die Stadt endlich eins wird. Sie vertrat die Meinung, dass dies einer rot-roten Koalition im Abgeordnetenhaus besser gelingen könnte als jeder anderen Konstellation. Dass Spalter aus den Reihen der Parteifreunde kommen würden, hätten weder sie noch ich vermutet ...

Einige Monate nach den Wahlen 2001 wurde – auf Wunsch von Klaus Wowereit – Thilo Sarrazin Finanzsenator. Auf mich wirkte er wie ein »Erbsenzähler«, das personifizierte »Stoppschild«, dem jedes Gespür für soziale Belange fehlte. Doch in Zeiten knapper Kassen – Berlin kämpfte mit der Bankenkrise und stand nahe an der Insolvenz – schien ein solcher Hardliner der Richtige zu sein. Niemand in der Partei ahnte, was er vom Zaun brechen würde.

Immer öfter zog er über soziale Fragen vom Leder. So ließ er bei einer Fraktionsklausur – mit einem Teller voller Häppchen in der Hand – den Satz fallen, dass Sozialhilfeempfänger besser mit ihrem Geld klarkämen, wenn sie selbst kochen würden. Im Februar 2008 machte er Schlagzeilen mit seinen Vorschlägen, wie Bezieher von Arbeitslosengeld mit weniger als vier Euro pro Tag für Essen und Trinken auskommen

könnten. Im Jahr darauf legte Sarrazin sein politisches Amt nieder und wechselte zur Bundesbank. Seine Tiraden waren damit nicht beendet. Mit menschenverachtenden Forderungen äußerte er sich zum Thema Integration und diffamierte die hier lebenden Türken. Mit besonderer Geringschätzung verwendete er den Begriff »Kopftuchmädchen«.

Es verging keine Sitzung der AG Migration, in der wir nicht über Sarrazins üble Äußerungen debattierten – über Monate beschäftigte uns dieses Thema. Wir waren fassungslos, dass sich jemand, der sich als Sozialdemokrat verstand, in einer Weise äußerte, die nicht mit den Grundwerten unserer Partei vereinbar war.

Mit Ulrika war ich mir einig: Sarrazin verhöhnnte diejenigen, die sich für Sozialpolitik und Integration engagierten und die Gesellschaft menschlicher gestalten wollten. »Dagegen müssen wir etwas unternehmen!«, sagte Ulrika in einem unserer Gespräche über Sarrazins Ausfälle. Sie wollte nicht länger hinnehmen, dass er zerstörte, was sie und viele andere aufgebaut hatten. Doch wie konnten wir Sarrazin stoppen?



Der SPD-Kreisverband Berlin-Spandau und die Abteilung Alt-Pankow strengten ein Parteiordnungsverfahren wegen parteischädigenden Verhaltens an. Grundlage war ein Gutachten, das Sarrazins Interviewäußerungen als rassistisch und mit den Positionen der SPD unvereinbar einstufte. Die Anträge wurden jedoch im März 2010 von der Berliner SPD-Landesschiedskommission abgewiesen

Sarrazin hieb weiter in dieselbe Kerbe. Bei einer Veranstaltung in Hessen prognostizierte er, der Intelligenzdurchschnitt in Deutschland sinke durch die Zuwanderung. Doch

er beließ es nicht bei solchen Statements. *Deutschland schafft sich ab* lautete der Titel des Buches, das er 2010 veröffentlichte. Die Kontroverse um dessen Inhalte führte dazu, dass Sarrazin seinen Posten im Bundesbankvorstand aufgeben musste.

Der SPD-Bundesvorstand formulierte einen erneuten Ausschlussantrag. Parteivorsitzender Sigmar Gabriel setzte sich persönlich dafür ein. Er warf Sarrazin vor, er führe statt einer Integrations- eine »Selektionsdebatte« und bezeichnete ihn als »Hobby-Eugeniker«. Das Ausschlussverfahren vor der Parteischiedskommission unseres Kreisverbandes Charlottenburg-Wilmersdorf wurde im April 2011 eingestellt. In einer persönlichen Erklärung hatte sich Sarrazin zuvor zu den Grundsätzen der Sozialdemokratie bekannt und seine vorherigen Äußerungen relativiert.

»Ich lade Migranten und Migrantinnen ein, jetzt erst recht als Mitglieder in der SPD unsere Gesellschaft gemeinsam solidarisch zu gestalten.«, schrieb ich in einer Pressemitteilung kurz nach der Entscheidung der Schiedskommission. »Lassen Sie uns gemeinsam im Sinne von Willy Brandt mehr Demokratie wagen!«, forderte ich, »Zeigen wir, dass wir Migranten und Migrantinnen Verantwortung tragen und dass die Werte der Sozialdemokratie, wie Solidarität, Freiheit und Gerechtigkeit, uns wichtig sind. Wegen eines Sarrazin wendet man sich nicht von der Sozialdemokratie ab. Er ist ein engsichtiger, sturer und reich gewordener Rentner und wird die Grundwerte der SPD nicht umwerfen oder ändern können. Unsere Grundwerte wie Freiheit, Gerechtigkeit und Solidarität sind wichtiger denn je und unser Menschenbild ist klar. Wir Sozialdemokraten und Sozialdemokratinnen

stehen ein für soziale Gerechtigkeit, wir stehen für die Emanzipation und für sozialen Aufstieg, wir stehen ein für Chancengleichheit. Für uns sind alle Menschen gleich, egal, woher sie oder ihre Wurzeln gekommen sind.«

Wenig später fand im Fraktionsaal der SPD im Abgeordnetenhaus eine Podiumsdiskussion zur Sarrazin-Debatte mit der Generalsekretärin Andrea Nahles statt. Der Saal war überfüllt, viele Parteimitglieder machten ihrem Frust darüber Luft, dass Sarrazin mit seinem abstrusen Weltbild nicht ausgeschlossen werden konnte.

Nicht nur für die SPD – aus der wegen der Kontroverse einige Mitglieder austraten – hatte die unsägliche Debatte Folgen. Auch die Bemühungen um die Integration von Migranten wurden um Jahre zurückgeworfen.

Zum Glück gab es auch positive Entwicklungen. Als erstes Bundesland erließ Berlin ein Partizipations- und Integrationsgesetz, welches Migranten mehr Mitwirkung im gesellschaftlichen Leben ermöglichen sollte. Der Anstoß dafür kam aus dem *Beirat für Integration*, in dem Vertreter der verschiedenen Migranten-Communities mit den Staatssekretären sowie Vertretern der Bezirke, von Verbänden und Organisationen zu integrationspolitischen Themen tagten. Unsere AG Migration in der SPD-Fraktion unterstützte die Idee, Ulrika setzte sich vehement dafür ein. 2010 wurde das Gesetz verabschiedet. Darin steht, dass »Menschen mit Migrationshintergrund die Möglichkeit zur gleichberechtigten Teilhabe in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens« gegeben werden soll und damit jegliche Benachteiligung oder Bevorzugung in öffentlichen Einrichtungen und Ämtern oder in kommunalen Unternehmen ausgeschlossen

werde. Gelingen kann dies zum Beispiel dadurch, dass der Anteil von Beschäftigten mit Migrationshintergrund erhöht werde. »Interkulturelle Kompetenz« ist diesem Gesetz nach eine Form der fachlichen und sozialen Kompetenz, die durch Fortbildungen und Qualifizierungen bei allen Beschäftigten gesichert und bei Einstellungen oder Beförderungen berücksichtigt werden müsse.

»Nur wer sich einmischt,  
kann etwas bewegen«

**I**ch bin Präsident des Vereins *HOPE worldwide Deutschland*, dessen Zentrale sich in Neukölln befindet und der sich unter anderem um die Belange von Senioren kümmert. In dem Gebäude, in dem sich unser Büro befindet, betreiben wir eine Begegnungsstätte, in der wir Englischkurse, Sport, Malen oder Handarbeit anbieten. Bei einer Vereinsveranstaltung im Jahr 2010 ging plötzlich die Tür auf und zwei mir völlig unbekannte Frauen traten ein. »Wer ist denn Herr Jamshidpour?«, fragte eine von ihnen. Kaum hatte ich mich zu erkennen gegeben, saßen die beiden schon rechts und links neben mir. Sie stellten sich vor als Verena Gleich vom *Kompetenz Zentrum Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe* und Altan Aktürk von der Seniorenvertretung Neukölln. »Wir wollen Sie gern kennenlernen!«

»Wie kommen Sie dazu?«, fragte ich verwundert.

»Frau Zabel, die Leiterin des *kom•zen*, schickt uns, um mit Ihnen Kontakt aufzunehmen. Vielleicht können wir zusammenarbeiten.«

Die beiden erzählten mir von Seniorenvertretungen, die in den Berliner Bezirken die Interessen der älteren Menschen wahrnehmen. Davon hatte ich noch nichts gehört. Am Ende unserer Veranstaltung drückten mir die beiden Frauen einen

**Massoud  
Jamshidpour  
erzählt**

*Vorsitzender der Senioren-  
vertretung Reinickendorf  
seit 2012 und Sprecher  
der AG-Migration des  
Landesseniorenbeirats*

Flyer in die Hand. »Kommen Sie doch mal vorbei, dann können wir uns näher kennenlernen!«

Im *kom•zen* traf ich auf Ulrika Zabel und ihre Kollegin Meltem Başkaya. Ihr Engagement für die Belange älterer Migranten überzeugte mich. Eines der ersten Projekte, das ich dort begleitete, war mit dem Slogan *Jetzt reden wir!* überschrieben. Damit warb das *kom•zen* dafür, mit Migranten ins Gespräch zu kommen, um die in der Gesellschaft existierenden Vorbehalte und Mythen abzubauen.

»Was meinen Sie, welcher Religion ich angehöre?«, fragte ich das Publikum bei einer Veranstaltung in Tempelhof-Schöneberg.

»Aus welchem Land kommen Sie denn?«, wollten meine Zuhörer wissen.

»Aus dem Iran.«

»Dann sind Sie Muslim!«

Ich musste das Publikum enttäuschen und erklären, dass ich Christ bin und sehr gern Schweinefleisch esse. Ich erzählte, dass ich vor fünfzig Jahren nach Deutschland gekommen war, meine Kinder in Deutschland geboren wurden und ich einen deutschen Pass besitze. »Deshalb fühle ich mich nicht als Gast!«

Bei Seminaren im *kom•zen* erfuhr ich, dass Seniorenvertretungen Sprechstunden in den Rathäusern abhalten und gegenüber der Politik die Interessen der Senioren vertreten.

»Nur wer sich einmischt, kann etwas bewegen«, schärfte uns Ulrika ein. Sie machte uns klar, dass Migranten in den Seniorenvertretungen mitarbeiten müssten, damit auch ältere Menschen aus diesem Bereich der Gesellschaft eine Stimme bekämen. In den Seminaren im *kom•zen* lernten



wir, wie das »Einmischen« funktioniert, wie man Kandidat für die Wahl zur Seniorenvertretung wird, wie die Wahlen ablaufen und wie sich ein solches Gremium konstituiert.

Berlin hatte im Jahr 2006 als erstes Bundesland ein Seniorenmitwirkungsgesetz verabschiedet, das die Arbeit der schon zuvor in einigen Bezirken existierenden Seniorenvertretungen, der 1987 gegründeten Landesseniorenvertretung sowie des seit 2001 existierenden Landesseniorenbeirates auf eine gesetzliche Grundlage stellte.

Kurz nachdem ich 2002 Abgeordnete geworden war, hatte Inge Frohnert – eine Parteifreundin, die sich seit Jahren für die Berliner Seniorenpolitik engagierte – die Idee für ein Gesetz vorgestellt, das Senioren mehr Teilhabe in der Stadt garantieren sollte. Bundesweit war in dieser Zeit eine Debatte über mehr Mitwirkungsmöglichkeiten für ältere Menschen im Gange. In Berlin diskutierten wir lange darüber, ob wir dafür ein Gesetz brauchten. Kritiker fragten: Warum sollte eine Gruppe der Gesellschaft besondere Rechte zugestanden bekommen? Die Befürworter waren jedoch in der Mehrheit, sodass das Gesetz verabschiedet und im Mai 2006 veröffentlicht werden konnte. Noch im selben Jahr fanden erstmals Wahlen für die Seniorenbeiräte in allen Bezirken statt. Seniorenvertreter sollten möglichst die gesamte Breite der Gesellschaft repräsentieren.

Vor den Wahlen lief Ulrika von Pontius bis Pilatus und warb dafür, dass sich die Zusammensetzung der Seniorenbeiräte änderte. Bis dahin hatten in den existierenden Beiräten mehrheitlich Männer und vor allem Deutsche

**Ulker Radziwill**  
**erzählt**



geessen. Ulrika warb dafür, dass mehr Frauen und mehr Migranten mitarbeiteten. Unermüdlich war sie in den Bezirken unterwegs, um Kandidaten zu finden. Kaum hatte sie jemanden entdeckt, der ihr geeignet erschien, überzeugte sie ihn nicht nur mitzuarbeiten. Sie sicherte auch zu, dass das *kom•zen* das Coaching für diese politische Arbeit übernahm.

**Ilknur Gümüş  
erzählt**

*Geschäftsführerin des  
Vereins Interkulturelles  
Beratungs- und  
Begegnungszentrum  
(IBBC) seit 2009*

**I**n der Phase vor den Seniorenbeiratswahlen lud Ulrika beim Verein *Big Help*, der Senioren in Neukölln beriet, zu einem Netzwerktreffen ein. Sie wollte Migrantenselbstorganisationen auf die anstehenden Wahlen aufmerksam machen und Senioren mit Migrationshintergrund dafür aktivieren. Seit diesem Treffen kreuzten sich unsere Wege öfter. Ulrika fragte mich, ob ich ihr Kontakte zu Menschen vermitteln könnte, die bereit wären, in den Beiräten mitzuarbeiten. Mir kam die Idee, dass der Seniorenbeirat etwas für meine Mutter sein könnte, die als Rentnerin oft zu Hause saß und sich langweilte. Ich brachte sie mit Ulrika in Kontakt. Gemeinsam schrieben die beiden die Rede meiner Mutter für die Kandidatenvorstellung. Ulrika arbeitete sie in das Thema ein. Meine Mutter kandidierte und wurde gewählt – bis heute ist sie als Seniorenvertreterin in Neukölln aktiv. Ich hatte 2004 den Verein *Interkulturelles Beratungs- und Begegnungszentrum* (IBBC) in Neukölln mitgegründet. Wir boten niederschwellige Informationsveranstaltungen und Kurse zur vorbeugenden Gesundheitsförderung an. Von uns geschulte Väter mit Migrationshintergrund besuchten andere Väter im Kiez und unterstützten sie dabei, sich stärker

in der Erziehung ihrer Kinder, insbesondere ihrer Söhne, einzubringen. Wir organisierten berufliche Vorbereitungskurse für Jugendliche, bauten einen Garten für Familien mit behinderten Kindern auf und kümmerten uns darum, zweisprachige Fachkräfte im Pflegebereich zu gewinnen.

Bei einer Veranstaltung mit Migrantenvereinen und dem Sozialstadtrat von Neukölln wollte Ulrika den Christdemokraten davon überzeugen, Migranten für die Seniorenvertretung des Bezirkes zu finden. Der Politiker wiegelte ab: »Die haben doch sowieso kein Interesse.« Ulrika wies freundlich, aber bestimmt darauf hin, wie wichtig es sei, dass sich Migranten in den Seniorenvertretungen einbrächten, um die Interessen ihrer Communities zu vertreten. Außerdem, so machte sie ihm den Mund wässrig, würde er politisch profitieren, wenn er in seinem Wahlkreis Migranten für sich gewinnen würde.

Nach der Veranstaltung tauschten Ulrika und ich uns aus. Ich zweifelte, ob sich der Stadtrat für unser Anliegen einsetzen würde. Ulrika antwortete: »Wir überzeugen ihn schon noch von unserer Sache!« Ich bewunderte ihren diplomatischen, geduldigen Umgang. Statt aufzugeben, versuchte sie, zu argumentieren und den Mann nicht vom Haken zu lassen. Ihre Hartnäckigkeit zahlte sich aus: Der Stadtrat stimmte zu, dass im Neuköllner Seniorenbeirat zwei Sitze für Menschen mit Migrationshintergrund zur Verfügung stehen würden.



**I**ch fand es verblüffend, dass Ulrika stets mit allen Politikern sprach, egal welcher Couleur. In Berlin

**Gerhard Meck  
erzählt**

gehörte sie so zu den Ersten, die »lagerübergreifend« agierten und kommunizierten. Eigentlich war es üblich, spezielle Kontakte zu pflegen oder sich an die Fraktion zu wenden, die die Mehrheit besaß. Ulrika hingegen machte keinen



Unterschied. Mit derselben Ernsthaftigkeit und Haltung stand sie im Kontakt mit allen Parteien. Weil sie niemandem etwas vormachte, sondern stets authentisch auftrat, war sie bei allen hoch angesehen.

Sie verhandelte mit den Entscheidungsträgern, ohne dabei ihren Standpunkt aufzuweichen und in Allgemeinplätzen zu entschwinden. Profunde wissenschaftliche Erkenntnisse verband sie mit ihren vielfältigen Erfahrungen aus der alltäglichen Praxis, und sie wusste moralische Horizonte mit pragmatischer Flexibilität zu versehen. Als Ratgeberin von Institutionen, Unternehmen, freien Trägern, Verwaltungen und den verschiedenen Fachpolitikern war sie Gold wert.

**Ulker Radziwill  
erzählt**

**U**lrika pflegte nie in nur einem Stadtteil oder nur einem Bezirk Kontakte – ganz Berlin war ihre Arbeitsstätte. Sie brannte für die Interkulturelle Öffnung und ärgerte sich über Hürden im System. Ging es darum, die politischen Entscheider für das Thema zu sensibilisieren und Partner zu finden – sowohl auf Landes- als auch auf Bezirksebene – machte sie vor Parteigrenzen keinen Halt. Vielmehr interessierten sie Menschen, die kreativer und mutiger als andere waren. Sie hatte ein Gespür dafür, mit wem sie zusammenarbeiten konnte und mit wem nicht. Sie besaß die Fähigkeit, Menschen schon auf den ersten Blick zu »lesen«. Und sie konnte andere in wenigen

Minuten begeistern – durch die Begeisterung, die sie selbst ausstrahlte. Das öffnete nicht nur viele Türen, sondern auch Herzen und Seelen bei ihren Gesprächspartnern.

Wenn sie sich vorstellte, betonte sie gern, dass ihr Vorname nicht *Ulrike*, sondern *Ulrika* sei. »Ulrika – mit *a!*« pflegte sie in solchen Situationen zu sagen. Mit ihrem lebendigen und fordernden Blick nahm sie einen sofort gefangen.

»**S**ie müssen unbedingt für die Seniorenvertretung in Ihrem Bezirk Reinickendorf kandidieren!«, redete mir Ulrika ins Gewissen, als 2011 Wahlen anstanden.

**Massoud  
Jamshidpour  
erzählt**

»Ich bin Techniker«, gab ich zu bedenken, »mit sozialen Themen hatte ich bisher nur am Rande zu tun ...«

»Sie sind ein Experte für ihre Belange«, machte mir Ulrika Mut. »Sie schaffen das!«

Ich bewarb mich. Sechszwanzig Kandidaten stellten sich dem Publikum im Märkischen Viertel vor. Wir erzählten von unseren Lebenswegen, warum wir kandidierten und welche Vorstellungen wir von der Arbeit in der Seniorenvertretung hatten. Zu einer der öffentlichen Kandidatenvorstellungen kamen lediglich acht oder neun. Ulrika, die mich begleitete, gab sich damit nicht zufrieden. Wie immer war sie mit ganzem Herzen dabei. Sie lief auf die Straße und sprach Passanten an: »Kommen Sie doch herein und hören Sie sich an, was wir erzählen!«



Von den sechszwanzig Kandidaten wurden siebzehn Frauen und Männer in die Seniorenvertretung berufen. In der ersten Sitzung kürten wir unseren Vorstand. Kaum, dass

ich mich versah, war ich der Vorsitzende und saß damit automatisch auch in der Landesseniorenvertretung, die von den Vorsitzenden der bezirklichen Vertretungen gebildet wird. In deren Sitzungen tauschen sich die Vertreter der Bezirke über ihre Arbeit aus und beraten, wie sie sich gegenseitig unterstützen können.

Um auch nach außen wirken und politische Forderungen durchsetzen zu könne, wurde der Landesseniorenbeirat ins Leben gerufen. Dort sitzen neben den zwölf Vorsitzenden aus den Bezirken auch zwölf Vertreter verschiedener Organisationen. Inzwischen ist auch das *kom•zen* berufenes Mitglied. Das Gremium berät das Abgeordnetenhaus und den Senat in allen Fragen, die Senioren in Berlin betreffen.

Arbeitsgemeinschaften kümmern sich um Themen wie Gesundheit und Soziales oder um das Ehrenamt. In der AG Migration arbeite ich seit der Gründung 2012 mit. Zur Vorsitzenden wählten wir in unserer konstituierenden Sitzung Ulrika Zabel. In dieser Sitzung diskutierten wir unter anderem über den Entwurf für die Leitlinien der Berliner Seniorenpolitik. Darin wurden Migranten als eine homogene Gruppe beschrieben. Wir wollten das so nicht gelten lassen und erarbeiteten eine Stellungnahme, in der wir auf die Unterschiede zwischen den Menschen hinwiesen, die in der kulturellen Herkunft und den verschiedenen Anlässen, die Heimat zu verlassen, begründet lagen. Der Landesseniorenbeirat übernahm unser Papier in seine Stellungnahme. Punkt 13 der 2013 veröffentlichten Leitlinien bezieht sich auf die Situation älterer Migranten. »Der Senat«, wird darin versichert, »erkennt die Notwendigkeit, dass die Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe- und Pflegestrukturen weiter

gefördert werden muss«. Interkulturelle Öffnung koste zunächst oft mehr, rechne sich aber auf längere Sicht. Diese Erkenntnis, so fordert Leitlinie 13, müsse Bestandteil eines Bewusstseinswandels in der Altenhilfe und der Altenpflege sein.

Die Seniorenvertreter der Bezirke halten Sprechstunde in den Rathäusern ab. Das Seniorenmitwirkungsgesetz schreibt vor, dass uns im Rathaus ein Raum mit Computer und Telefon zur Verfügung gestellt wird. In den Sprechstunden beraten wir Senioren, die ihre GEZ-Gebühren nicht zahlen können oder einen Mietzuschuss benötigen. Ich gebe ihnen Informationen, wie und wo sie Unterstützung bekommen, fülle zuweilen mit ihnen die Formulare aus oder begleite sie zu den Stellen im Rathaus, bei denen sie Hilfe bekommen. Geht es um einen Platz im Seniorenheim, den seniorenge-rechten Umbau einer Wohnung oder eine andere Frage der Pflege, rate ich zu einem Besuch in einem Pflegestützpunkt, die von den Berliner Kranken- und Pflegekassen und dem Land gemeinsam betrieben werden.

Kürzlich kam ein Mann in meine Sprechstunde, den ich an seiner Sprache als Österreicher erkannte. Ich schätzte sein Alter auf etwa siebzig Jahre.

»Wie kann ich ihnen helfen?«

»Ich möchte ehrenamtlich tätig werden«, erklärte er.

Da es extrem schwierig ist, Menschen zu finden, die sich ehrenamtlich engagieren, kam er mir wie ein Engel vor. Sicherheitshalber fragte ich nach: »Sie wollen wirklich ehrenamtlich, also ohne Bezahlung, arbeiten?«

»Ja«, beteuerte er. »Ganz egal was, ich will irgendetwas tun.« Als Pensionär suchte er eine sinnvolle Beschäftigung.

Ich versprach ihm, den Kontakt zum Ehrenamtsbüro herzustellen und fügte im gleichen Atemzug hinzu: »Aber ich habe auch schon eine interessante Aufgabe für Sie!«

»Was denn?«, fragte er neugierig.

Ich fiel mit der Tür ins Haus: »Wollen Sie nicht für die Seniorenvertretungen kandidieren?«



»Was ist denn eine Seniorenvertretung?«, fragte er.

Ich fühlte mich daran erinnert, wie mich Ulrika seinerzeit als Kandidat geworben hatte. Eine halbe Stunde lang erzählte ich ihm, was die Seniorenvertretung sei und dass auch diese politische Arbeit eine ehrenamtliche Tätigkeit darstelle.

»Okay, das wäre etwas für mich!«, rief er begeistert aus. Ich erklärte ihm, wie er sich als Kandidat bewerben kann.

In dieselbe Sprechstunde kam eine Frau, die die Tür nur einen Spalt weit öffnete und schüchtern fragte: »Darf ich reinkommen?«

»Ja, bitte, setzen Sie sich«, versuchte ich, ihr die Angst zu nehmen. »Was kann ich für Sie tun?«

Die Frau, sie mag ebenfalls an die siebzig Jahre alt gewesen sein, stammte von den Philippinen. »Mein Mann ist gestorben, meine Rente ist zu niedrig, ich suche eine Arbeit, mit der ich mir etwas hinzuverdienen kann.« Altersarmut ist bei Migranten, vor allem bei Frauen, ein weit verbreitetes Problem. In ihrer Heimat war die Philippina Lehrerin gewesen, doch ihre Fähigkeiten konnte sie in Deutschland nicht einsetzen. Ich gab zu bedenken, dass ich kein Arbeitsvermittler sei. Trotzdem fragte ich: »Was wollen Sie denn gern machen?«

»Ich kann sehr gut mit dem Computer umgehen. Ich könnte in der Apotheke arbeiten ...«

Ich erklärte ihr, dass sie dafür nicht die passende Qualifikation besaß und dass ich ihr tatsächlich keine Arbeit vermitteln konnte.

Doch das Gespräch brachte mich auf eine Idee: Als ich nach Deutschland gekommen war und in Westberlin studierte, stand auch ich vor dem Problem, wie ich mir meinen Lebensunterhalt verdienen könne. Damals existierte die TUSMA – die Abkürzung stand für *Telefoniere, und Studenten machen alles* –, ein von Studenten der *Technischen Universität Berlin* gegründeter Verein, der eine Ausnahmegenehmigung zur Arbeitsvermittlung besaß. Über diese Organisation hatte ich Arbeit gefunden. 2005 musste die TUSMA Insolvenz anmelden.

»Könnte man nicht«, fragte ich mich, »nach diesem Vorbild eine unbürokratische Arbeitsvermittlung für Senioren aufbauen?« Eltern mit Kindern suchen einen Babysitter, wenn sie zum Beispiel ins Kino gehen wollen. Andere suchen jemanden, der sie beim Spaziergehen begleitet. Es musste einem nur gelingen, die Menschen, die Arbeit suchten mit denjenigen zusammenzubringen, die Arbeit hatten.

Ich besprach die Idee unter anderem mit Ülker Radziwill. Auch Andreas Germeshausen, dem Beauftragten für Integration und Migration beim Berliner Senat, erzählte ich kürzlich bei einer Sitzung der AG Migration davon. »Das ist gut!«, befand er. »Aber es muss unbürokratisch sein«, schärfte ich ihm ein. Er notierte sich die Idee – ich bin gespannt, was daraus wird.

Leider kommen nur wenige Leute zu unseren Sprechstunden im Rathaus, eine Handvoll mögen es pro Woche sein. Nach wie vor ist das Angebot zu wenig bekannt. Viele Senioren

scheuen den Weg, weil sie Hemmungen haben, Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Von ihren Sorgen erfahre ich auch außerhalb meiner Sprechstunden. So entschieden wir im Reinickendorfer Seniorenbeirat, nicht nur im Rathaus, sondern ab und zu auch außerhalb zu tagen. Als einen Tagungsort erkoren wir die Pflegeheime aus, die sich in unserem Bezirk befinden. Mit den Leitern der Einrichtungen vereinbarten wir, dass der Vorsitzende des Heimbeirates an unseren Sitzungen teilnimmt. Jedes Heim ist gesetzlich verpflichtet, von den Bewohnern einen solchen Beirat als Interessenvertretung wählen zu lassen.

Im Gespräch mit einem Heimbeiratsvorsitzenden erfuhr ich, dass die Räume seiner Einrichtung neu gestrichen werden sollten, die Bewohner sich aber eine andere Farbe als vorgesehen wünschten. Als der Beirat das an die Heimleitung weitergab, hieß es, dass die Wunschfarbe etwas teurer sei. Die Bewohner müssten demnach den Mehraufwand selbst tragen. Ging das mit rechten Dingen zu? Ich erkundigte mich über die Vorschriften und stellte fest, dass ein Haus bei Sonderwünschen, die das Budget übersteigen, tatsächlich Geld von den Bewohnern kassieren darf. Es galt also, einen Kompromiss zu finden. Bewohner und Heimleitung einigten sich: Die Senioren waren bereit, ein paar Euro zu zahlen und so wurden die Wände nach ihren Vorstellungen gestrichen.

Auch im privaten Leben lässt mich meine Funktion im Seniorenbeirat nicht los. Als ich meine Schwägerin in der gerontologischen Abteilung eines Spandauer Krankenhauses besuchte, erzählte sie mir, dass sie seit Tagen nicht gewaschen

worden war. »Warum denn nicht?«, wollte ich wissen.

»Man sagte uns, dass die Bäder defekt sind...«

Ich ging der Sache nach. Über den speziellen Badewannen, die mit einem Lift ausgestattet waren, hing ein Schild mit der Aufschrift: »Defekt«. Bei meinem nächsten Besuch hing das Schild immer noch.

»Ihre Patienten können nicht gewaschen werden. Wieso holen Sie keinen Monteur?«, fragte ich die Stationsleiterin.

»Weil die Bäder nicht repariert werden können.«

Ich wurde ungehalten: »Sie haben die Verpflichtung, die Menschen, die sie aufnehmen, ordentlich zu versorgen! Können Sie sich vorstellen, sich selbst ein oder zwei Wochen nicht zu waschen?«

Die Stationsleiterin zuckte nur mit den Schultern. Das Gespräch endete ohne ein Ergebnis. Doch ich wollte die Sache nicht auf sich beruhen lassen und informierte eine Kollegin aus der Seniorenvertretung in Spandau. Zudem sprach ich die Sache in einer Sitzung des Landesseniorenbeirates an, an der auch Vertreter der Senatsverwaltung teilnahmen.

Als ich meine Schwägerin wenig später erneut besuchte, lautete meine erste Frage: »Seid ihr gewaschen worden?«

»Ja, man hat uns eine Etage tiefer gebracht, dort funktionieren die Bäder.«

Ich erfuhr den Grund für den Missstand: Man wollte die defekten Bäder nicht reparieren, weil nebenan ein neues Klinikgebäude entstand, in das die Geriatrie einziehen sollte. Der Aufwand für die Reparatur im alten Gebäude schien zu hoch. Erst mit etwas Druck hatte sich ein Kompromiss finden lassen.



## 6. Kapitel

### »Wer, wenn nicht wir?«





**I**ch traf mich mit Ulrika oft in einem kleinen italienischen Restaurant in der Nähe meiner Wohnung. Eine Speisekarte gab es nicht. Auf die Frage: »Was gibt es denn heute bei Ihnen?«, zählte der Koch, der zugleich Inhaber war, seine drei Tagesgerichte auf. Bei einem unserer Treffen dort erzählte Ulrika, sie habe Probleme mit der Verdauung. »Mensch, Ulrika, nimm das nicht auf die leichte Schulter!«, redete ich ihr ins Gewissen. Doch sie wollte partout die Diamantene Hochzeit ihrer Eltern organisieren und sich erst danach untersuchen lassen.

Ich war 1989 als Referentin für Ausländerarbeit beim *Paritätischen Wohlfahrtsverband* eingestiegen. In unserem Facharbeitskreis trafen sich Kollegen aus Verbänden, Projekten und Mitgliederorganisationen, auch bezirkliche Ausländerbeauftragte waren dabei. Als Ulrika zum ersten Mal in diesen Arbeitskreis kam, fiel mir ihre elegante Erscheinung auf. Sie beeindruckte durch ihr Wissen und ihr Engagement.

Organisierten wir gemeinsam Veranstaltungen, waren wir uns schnell einig, dass man Integration nicht unabhängig von anderen Themen bearbeiten konnte. Bereiche wie Jugendarbeit oder Altenhilfe mussten einbezogen und interkulturell geöffnet werden. Gemeinsam bohrten wir dicke Bretter, wenn es galt, den Politikern im Land Berlin bewusst zu machen, dass die Gesellschaft auf Dauer multikulturell sein würde.

**Margret  
Pelkhofer-Stamm  
erzählt**

*Referentin für Migration  
beim Paritätischen  
Wohlfahrtsverband Berlin  
seit 1989*

**I**m Mai 2012 feierten unsere Eltern ihre Diamantene Hochzeit. Gemeinsam mit Ulrika hatte ich das Fest vorbereitet. Danach ging sie endlich zum Arzt,

**Michael Zabel  
erzählt**

um sich wegen ihrer Beschwerden untersuchen zu lassen. Die Diagnose war erschreckend: In ihrem Darm war eine bösartige Geschwulst gewachsen.

**Meltem Başkaya** erzählt »Meltem, es steht sehr ernst um mich, ich muss innerhalb von drei Tagen operiert werden ...«



Es war ein Freitag, als ich im *kom•zen*-Büro diese Nachricht am Telefon bekam. Unter Tränen erzählte Ulrika, dass die Ärzte bei ihr Darmkrebs festgestellt hatten. Auch ich musste weinen, fühlte mich hilflos.

Für den darauffolgenden Dienstag war Ulrikas Operation angesetzt. Am Montag jedoch stand eine Veranstaltung an. Ulrika wollte partout mit mir die Vorbereitungen dafür besprechen. Wir trafen uns am Samstag. Am Montag nahm sie – nur ein paar Stunden vor ihrer Operation – an der Veranstaltung teil.

**Ulrike Kostka** erzählt Das *kom•zen* war eine der ersten Einrichtungen, die ich besuchte, als ich 2012 *Caritas*-Direktorin wurde. Ich hatte schon viel über die Leiterin Ulrika Zabel gehört. Am Ende des Besuches – bei dem ich an einer Veranstaltung mit Seniorenvertretern teilnahm – erfuhr ich, dass sie kurz zuvor eine Krebsdiagnose bekommen hatte.

*Direktorin des  
Caritasverbandes für  
das Erzbistum Berlin  
seit 2012*

Bevor ich nach Berlin gekommen war, hatte ich mit dem Thema Migration lediglich theoretisch zu tun gehabt. Für mich war es sehr berührend, bei der Veranstaltung mitzuerleben, wie sich Migranten vorstellten, die in Senioren-

vertretungen mitarbeiteten. Mir fiel auf, dass sich Ulrika im Hintergrund hielt und die Seniorenvertreter selbst reden ließ. Sie betonten, dass sie sich nicht nur für Migranten engagierten, sondern für alle älteren Menschen. Dabei ging von ihnen ein regelrechtes Leuchten aus. Sie hatten zwar sehr verschiedene Biografien, gemeinsam war ihnen jedoch, dass sie durch Ulrika und das *kom•zen* ermutigt worden waren, sich zu engagieren. Sie erzählten, wie sie ihre persönlichen Stärken entdeckt hatten und dass sie sich nun viel stärker als Teil der Gesellschaft empfanden.



**A**m 14. Juni 2012 wollte ich mit Ulrika zu einer Tagung an der Universität in Hamburg fahren, um dort über das Älterwerden in der Zuwanderungsgesellschaft zu sprechen. Wir hatten vereinbart, dass ich eine halbe Stunde sprechen und Ulrika eine weitere halbe Stunde bestreiten würde. Wie immer waren wir gut vorbereitet, hatten die Fahrkarten und unsere Hotelzimmer gebucht. Einen Tag vor der Tagung bekam ich einen Anruf von Ulrika: »Herr Jamshidpour, ich kann leider nicht mitkommen.«

**Massoud  
Jamshidpour  
erzählt**

»Was ist denn los?«, fragte ich verwundert.

»Ich muss ins Krankenhaus.«

Mehr erzählte sie nicht.

Notgedrungen fuhr ich allein nach Hamburg. Ich machte meinen Zuhörern klar, dass ältere Migranten ähnliche Bedürfnisse haben wie andere in Deutschland lebende Senioren. Darin unterscheiden sie sich nicht von ihnen. Ich appellierte an meine Zuhörer, dass Senioren mit Migrationshintergrund

dafür gewonnen werden müssen, sich in die Gesellschaft einzubringen – getreu Ulrikas Motto: Solange man sich nicht einmischt, kann man auch nichts bewegen!

**Michael Zabel erzählt** Im August 2012 wurde Ulrika im *Behring-Krankenhaus* in Zehlendorf ein vorübergehender künstlicher Darmausgang gelegt.

**Meltem Başkaya erzählt** Wie sollte das *kom•zen* – so lange nicht absehbar war, wann Ulrika wieder gesund sein würde – nun seine Arbeit fortsetzen? Ich war in alle unsere Projekte eingebunden. Als stellvertretende Leiterin lag die Verantwortung nun ganz und gar bei mir. »Ich vertraue dir, du wirst das alles schon richtig machen!«, sprach mir Ulrika Mut zu, als wir nach ihrer Operation fast täglich miteinander telefonierten.

Etwa zweimal in der Woche besuchte ich sie in der Klinik.

Wir weinten beide viel bei diesen Begegnungen, doch wir sprachen fast nie über die Krankheit, stattdessen über die Aufgaben, die im *kom•zen* erledigt werden mussten. Wir besprachen, was seit unserem letzten Treffen erledigt worden war und welche neuen Aufgaben anstanden. Ulrika blühte in diesen Gesprächen auf, für einen Moment konnte sie die Krankheit vergessen.



**Michael Zabel erzählt** Im Oktober kam die erlösende Nachricht: Die bösartige Geschwulst sei entfernt und der Heilung

stehe nichts im Wege. Uns fiel ein Stein vom Herzen. Im November holte ich Ulrika ab und brachte sie nach Winnenden, sie sollte sich bei uns etwas erholen.

Im Januar 2013 wurde der künstliche Darmausgang zurückverlegt – alles schien wieder in Ordnung zu sein. Im Februar kam Ulrika erneut für eine Woche zu uns. Wir feierten ihren sechzigsten Geburtstag. Danach fuhr sie zu einer dreiwöchigen Kur.

Als ich Ulrika im März zurück nach Berlin brachte, klagte sie über Rippenschmerzen.

»Du wirst sehen, ich komme wieder nach Hause!«

**Margret Pelkhofer-Stamm erzählt** **U**lrikas Schmerzen nahmen nicht ab. Ich fuhr mit ihr zu einem Orthopäden. Dieser attestierte einen Rippenbruch und beruhigte sie: »So etwas passiert eben mal.« Gemeinsam besorgten wir ein Korsett für Ulrika. Doch ihre Schmerzen hielten an. Die Ärzte versteiften ihre Wirbelsäule – auch das half nicht. Nach langem Hin und Her kam die erschreckende Diagnose: Knochenkrebs. Die teuflische Krankheit hatte ein zweites Mal zugeschlagen. Als die Ärzte Ulrika mitteilten, sie sähen keine Chance, dass sie je wieder geheilt werden könne, erlebte ich sie zum ersten Mal verzweifelt. Ihre Ärztin Jutta Aßmann sorgte dafür, dass sie im Juni in das Hospiz der anthroposophischen Klinik *Havellhöhe* eingeliefert wurde.



**Cengiz Comart erzählt** **M**eine Verbindung zu Ulrika war über die Jahre nicht abgebrochen. Wir trafen uns, so oft wir konnten. Als ich erfuhr, dass sie im Hospiz lag, besuchte ich sie sofort. Ich wusste zunächst nicht, was ein Hospiz ist. Erschüttert hörte ich, dass dort Menschen betreut werden, deren Tod bevorsteht. Um Ulrika zu sehen, musste ich einen Termin mit ihr vereinbaren, weil sie von vielen Freunden, Bekannten und Kollegen Besuch bekam.

**I**n einer SMS hatte mir Ulrika geschrieben, dass sie krank sei und sich ihre Genesung hinziehen könne. Ich machte mir Sorgen, erfuhr jedoch nichts Näheres. Eines Tages bekam ich die Nachricht, dass es Ulrika sehr schlecht gehe, dass sie im Hospiz betreut werde.

**Ilknur Gümüş  
erzählt**

Ulrika und ich waren bis dahin Kolleginnen gewesen, kannten uns nur aus der Ferne. Trotzdem wollte ich etwas für sie tun, ihr etwas geben. »Sag, was du möchtest, sag einfach, wenn du etwas gekocht haben willst!«, bat ich sie bei einem Besuch. Doch sie zierte sich. »Hör auf damit«, bat ich sie inständig, »du hast für so viele Menschen Gutes getan. Jetzt bist du mal dran!«

Eines Tages bekam ich eine SMS: Sie wünschte sich türkische Joghurt-Suppe, ein gesundes, traditionelles Gericht aus Joghurt, Kirchererbsen und Reis. Ich kochte eine größere Menge, sodass sie sich nach und nach eine Portion aufwärmen konnte. Von da an brachte ich ihr alle paar Wochen etwas zu essen. Bei einem türkischen Tee oder einem Mokka unterhielten wir uns über Gott und die Welt oder den aktuellen Neuköllner Klatsch und Tratsch.

**I**m September 2013 stand mein Umzug nach Frankfurt am Main an. Die Stadt lockte mich, denn ich hatte das Angebot bekommen, die Leitung eines Altenheimes zu übernehmen, das Jahre zuvor eines der ersten in Deutschland mit einer eigenen Etage für Muslime gewesen war. Zufällig lag es in der gleichen Straße, in der mein Vater seine erste Wohnung gefunden hatte, als er aus der Türkei nach Deutschland gekommen war. Das *kom•zen*

**Meltem Başkaya  
erzählt**

zu verlassen, fiel mir nicht leicht; schließlich war es auch mein Baby gewesen. Bevor ich umzog, wollte ich unbedingt Ulrika sehen. Ich fuhr mit dem Bus zum Hospiz und stieg an der Haltestelle aus. Bei meinen bisherigen Besuchen war ich stets an einem golden leuchtenden Ährenfeld vorbeigekommen. »Bevor du Berlin verlässt«, nahm ich mir vor, »musst du durch dieses Feld laufen!« An diesem Tag jedoch stellte ich enttäuscht fest, dass das Ährenfeld abgeerntet war. War das ein schlechtes Omen?

Ich verabschiedete mich von Ulrika und versprach, sie zu besuchen, wann immer ich in der Gegend sei. Da meine Familie in Berlin lebte, war es selbstverständlich, dass ich häufiger in der Stadt sein würde.

**Eleni** **Werth-Mavridou** **erzählt** **E**ines Tages rief mich Ulrika aufgeregt aus dem Hospiz an: »Eleni, hier ist ein Mann muslimischen Glaubens verstorben. Es ist eine Unverschämtheit, wie das Personal mit ihm umgegangen ist. Sie haben es nicht mal hingekriegt, ihn zu waschen – was soll ich machen?«

Da ich mich durch meine Arbeit bei der Bestattungsfirma mit Trauerritualen in verschiedenen Kulturen auskannte, konnte ich Ulrika erklären, warum die rituelle Waschung eines Verstorbenen für Muslime so wichtig ist und wie sie ablaufen muss. Sie hörte sich alles geduldig an.

Kaum hatten wir das Telefonat beendet, rief sie die Pfleger aus dem Hospiz zu sich und erklärte ihnen, was kultursensible Betreuung im Hospiz bedeutet. Sie lag selbst im Sterben und betrieb dennoch Fortbildung ...



**A**uch ich bekam wegen dieser Sache einen Anruf von Ulrika. »Stellen Sie sich vor, das Personal war aufgeschmissen, weil es nicht wusste, wie man mit einem Verstorbenen aus diesem Kulturkreis umgehen muss!« Das Ganze sei derart eskaliert, dass die Familie das Pflegepersonal des Raumes verwies.

**Ingeborg Simon  
erzählt**

Wenig später nahm ich an einer Sitzung mit einer Arbeitsgruppe teil, bei der es um die Vorbereitung der Hospizwoche gehen sollte. Ulrika fragte, ob dort die Sterbebegleitung von Migranten thematisiert werden würde. Das war nicht der Fall. »Sie müssen unbedingt dafür sorgen!«, schärfte sie mir ein. Ich versprach es ihr hoch und heilig, und wusste genau, dass sie wenig später deswegen nachfragen würde.

**T**rotz ihres dramatischen Zustandes hatte Ulrika im Hospiz so viel Hoffnung, sie wollte unbedingt weiterleben. Ging es ihr mal etwas besser, etwa wenn sie eine Nacht durchgeschlafen hatte, prophezeite sie euphorisch: »Du wirst es sehen, ich komme wieder nach Hause.«

**In-Sun Kim  
erzählt**

*Mitgründerin des  
interkulturellen Hospizes  
Dong Ban Ja*

Ich hatte einen Kloß im Hals, mir lag auf der Zunge:

»Es kann sein, dass du nicht mehr nach Hause kommst ...«

Es fiel mir schwer, mit Ulrika über das Sterben zu sprechen.

Sie wollte darüber schlichtweg nicht reden.

Ich war 1972 als Krankenschwester-Schülerin aus Korea nach Deutschland gekommen, machte hier mein Abitur und studierte schließlich Theologie an der *Humboldt-Universität*.

Ich wollte Pfarrerin werden. Nebenbei arbeitete ich als Krankenschwester im *Immanuel-Krankenhaus* in Wannsee.

Als ich mein Studium beendet hatte, bekam ich eine Stelle als Dozentin für Religion an der Krankenpflegeschule des *Sankt-Joseph-Krankenhauses* in Tempelhof. Dort fragte mich eine Ordensschwester, mit der ich befreundet war und die ein Hospiz gegründet hatte, eines Tages: »Wo möchtest du mal sterben?« Ich hatte keine Antwort parat. Sterben und Tod schienen weit weg und absolut kein Thema für mich zu sein. Doch die Frage machte mich nachdenklich. Immer öfter beschäftigte ich mich damit, wo und wie ich sterben wollte. Viele Migranten, egal, aus welchem Land sie stammen und egal, wie lange sie in Deutschland leben, wollen unbedingt in ihrer Heimat beerdigt werden. Würde ich mich ebenfalls dafür entscheiden? Die Beschäftigung mit diesen Fragen wurde so intensiv, dass ich entschied, mich zur Hospiz-Koordinatorin zu qualifizieren und ehrenamtliche Hospizbegleiter zu unterrichten.

Gemeinsam mit sechs weiteren Frauen unterschiedlicher Religionen und Nationalitäten gründete ich 2005 das interkulturelle ambulante Hospiz *Dong Heng*. *Dong Heng* ist koreanisch und bedeutet *mitgehen*. Da wir keinerlei finanzielle Unterstützung fanden, entschied ich mich mit einer koreanischen Freundin zu einer unkonventionellen Lösung: Wir kündigten unsere Lebensversicherungen und steckten das Geld in das Hospiz.

Wir begannen ohne eigenes Büro, später mieteten wir einen Raum in Charlottenburg-Wilmersdorf. *Dong Heng* war ein ambulantes Hospiz, wir besuchten die Gäste – so nennt man Menschen, die im Hospiz betreut werden – zu Hause, im Krankenhaus oder im Altenheim. Wir bildeten ehrenamtliche Hospizhelfer aus und vermittelten ihnen Grundkennt-

nisse in Biografiearbeit, Kommunikation und Religion. Wir besuchten Bestattungsinstitute, erklärten unseren Helfern das deutsche Sozialsystem und zeigten ihnen, wie man ein Testament schreibt. Sie absolvierten neunzig Stunden Theorie sowie vierzig Stunden in der Praxis. Dabei war es sehr wichtig, dass sie sich mit ihren eigenen Vorstellungen über Leben und Tod und mit der Kommunikation darüber auseinandersetzten.

Während ich versuchte, unser Hospiz bekannt zu machen, lernte ich Ulrika kennen – eine offene, warmherzige Frau, die sich sehr für unsere interkulturelle Arbeit interessierte. Sie erzählte von ihren vielen Reisen in die Türkei und ihrer Liebe zur Kultur dieses Landes. »In meinem früheren Leben«, scherzte sie, »war ich sicher eine Türkin«. Mir schien, Ulrika verstand meine Situation als Migrantin im Zwiespalt zwischen der deutschen und der eigenen Kultur. Wir freundeten uns an, gingen koreanisch essen, ins Theater. Ulrika war wie eine Schwester. Hatte ich eine Frage, konnte ich sie jederzeit anrufen. Sie empfahl mich weiter, lud mich zu Veranstaltungen in das *kom•zen* ein oder kam zu Veranstaltungen unseres Hospizes.



2009 erhielt ich nach einem Arztbesuch eine katastrophale Nachricht: Ich hatte Brustkrebs. Ich bekam Chemotherapien, die Haare fielen aus. Ulrika stand mir in dieser schwierigen Zeit zur Seite, besuchte mich, half mir, wo sie konnte. Fast zur selben Zeit bekam ich eine weitere schlechte Nachricht: Bis 2008 hatten meine Freundin und ich unser Hospiz mit dem Geld aus unseren Lebensversicherungen über Wasser halten können, doch allmählich ging es zur Neige. Andere Quellen waren nicht in Sicht.

Alle Bemühungen, eine Organisation für die Trägerschaft zu gewinnen, liefen ins Leere. Die einzige Anfrage, auf die ich eine Rückmeldung erhielt, war die beim *Humanistischen Verband*. Da wir uns nicht in allen Punkten auf eine Trägerschaft für *Dong Heng* einigen konnten, gründeten wir gemeinsam ein neues Hospiz mit dem Namen *Dong Ban Ja*, koreanisch für *Wegbegleiter*. *Dong Heng* lief parallel dazu noch ein paar Jahre weiter.

In Berlin gibt es etwa siebentausend Koreaner, in ganz Deutschland sind es schätzungsweise fünfunddreißigtausend. Sie kamen während der Sechzigerjahre als Bergleute oder Krankenschwestern nach Deutschland. Auch viele koreanische Migranten der ersten Generation sind heute pflegebedürftig, so mancher wünscht sich, so zu sterben, wie es in der Heimat Brauch ist: Stirbt in Korea ein Familienmitglied zu Hause, können Angehörige, Freunde und Bekannte drei Tage lang Tag und Nacht zu Besuch kommen. Ein Altar und Kerzen werden für den Toten aufgestellt. Die Familie ist ständig damit beschäftigt zu kochen. Die Gäste beten für den Toten, sie dürfen bei dessen Familie übernachten – und alle kommen zur Beerdigung.

Das Hospiz *Dong Ban Ja* hat heute vier hauptamtliche und rund sechzig ehrenamtliche Mitarbeiter. *Dong Heng* musste Insolvenz anmelden.

Als ich 2015 in Rente ging, absolvierte ich eine Ausbildung zur Kulturmittlerin und Supervisorin. Seither begleite ich Menschen aus verschiedenen Kulturen – nicht nur beim Sterben, sondern auch im Leben. Über unseren Hospizverein bieten wir Seminare für Migranten in allen Lebenslagen an, damit sie ihren Weg in die Gesellschaft finden.

**U**lrika hatte sich im Hospiz ein »Büro« eingerichtet. Obwohl die Krankheit an ihr zehrte, wollte sie das *kom•zen* nicht im Stich lassen. Ab und zu rief sie an: »Herr Jamshidpour, Sie müssen unbedingt vorbeikommen, ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen!« Sie bewirtete mich mit Tee und Keksen und erzählte, dass es in diesem oder jenem Bezirk interessierte Senioren gebe, die man zur Mitarbeit in den Seniorenvertretungen gewinnen könnte.

**Massoud  
Jamshidpour  
erzählt**

Ulrika hatte dafür gesorgt, dass sich die AG Migration des Landeseniorenbeirates zu ihren Sitzungen im *kom•zen* traf. Nachdem sie wegen ihrer Krankheit öfter nicht an den Sitzungen der AG teilnehmen konnte, berieten wir, wie es weitergehen sollte. Wir entschieden uns schweren Herzens, einen neuen Vorsitzenden zu wählen. Die Wahl fiel auf mich. Ulrika gratulierte mir. Ihr Nachfolger zu werden, ehrte mich sehr.

Trotz ihrer eigenen Probleme stand mir Ulrika zur Seite, wenn ich Rat brauchte, und sie nahm weiter Anteil an der Arbeit der AG. Anlässlich einer Sitzung schrieb sie mir einen Brief, in dem sie mich daran erinnerte, dass wir die AG-Sitzungen öffentlich abhalten wollten, da wir damit weitere Interessenten gewinnen könnten. »Geschlossene Sitzungen erzeugen Misstrauen«, schrieb Ulrika, »und das war nie unser Wunsch!« Ich plädierte für öffentliche Sitzungen, die wir später so umsetzten.

**U**lrika wurde im Hospiz von einem Psychologen betreut. Mit ihm sprach sie über ihre Kindheit, die

**Jutta Abmann  
erzählt**

Probleme, die sie mit ihrem Vater hatte, die Beziehung zu ihren Geschwistern. Es schien ihr wichtig zu sein, mit der Vergangenheit abzuschließen. Ich hatte den Eindruck, dass es ihr gelang, in diesen Sitzungen die Themen, die sie noch bearbeiten wollte, zu besprechen und Frieden zu schließen mit dem, was in ihrem Leben an Negativem geschehen war.

**Inge Kauper erzählt** Als der Jahreswechsel näher rückte, bat Ulrika mich und meinen Mann, mit ihr Silvester zu feiern.

Wir wollten ihr diesen Wunsch gern erfüllen. Hans bereitete ein fürstliches Essen zu, wir packten eine Tischdecke, Kerzen und Servietten ein und fuhren ins Hospiz. Als wir mit Sekt anstoßen wollten, stellten wir fest, dass wir keine Gläser mitgenommen hatten. Ich griff zu Bechern. »Das geht doch nicht zu solch einem Anlass«, protestierte Ulrika. »Wir beschaffen Gläser!«

Für sie musste alles Stil haben, so kannten wir sie. Es gelang ihr tatsächlich, im Hospiz Sektgläser aufzutreiben.

**Vijayarany Pathmanathan erzählt** Im Januar besuchte ich Ulrika aus Anlass des Pongalfestes, welches wir um diese Zeit in meiner Heimat Sri Lanka begehen. Die Bauern feiern damit die erste Reisernte. Aus Pongalreis, Milch und Zucker

wird ein süßes Gericht zubereitet, ähnlich dem deutschen Milchreis. Das Kochen findet vor dem Haus statt, die Bauern bedanken sich damit auch für die Sonne, die ab Januar intensiver scheint und die Ernte gedeihen lässt. Die Familien verzehren das Gericht zur Feier des Tages gemeinsam im

Freien. Ulrika mochte diesen Reis sehr, deshalb kochte ich ihr eine Portion und brachte ihn ins Hospiz.

**I**ch schickte Ulrika Briefe ins Hospiz, in denen ich ihr Geschichten aufschrieb, die ihr Mut machen sollten: Eine Legende aus der Sahara erzählt, dass ein missgünstiger Mann in einer Oase eine Palme heranwachsen sah, die ungewöhnlich schön war. Da er von Neid auf alles Junge und Hoffnungsvolle erfüllt war, wollte er die Palme beseitigen.

**Massoud  
Jamshidpour  
erzählt**

Er nahm einen schweren Stein und legte ihn auf die Baumkrone. Die junge Palme schüttelte sich, aber es gelang ihr nicht, den Stein abzuwerfen. Da entschloss sie sich, mit der Last zu leben. Sie grub ihre Wurzeln tiefer in die Erde. Die Palmwedel wurden so kräftig, dass sie den schweren Stein tragen konnten.

Nach Jahren kam der Mann zurück, um sich an dem – wie er hoffte – verkrüppelten Baum zu erfreuen. Aber er suchte vergebens. Die Palme war zur größten und stärksten der ganzen Oase herangewachsen. »Ich muss dir danken«, sprach sie zu dem Mann. »Deine Last hat mich stark gemacht!«

»Wenn die Schwierigkeiten in unserem Leben einen Sinn haben sollten«, schrieb ich Ulrika, »dann ist es der, dass wir gestärkt aus ihnen hervorgehen!«

Eine andere Geschichte, die ich Ulrika schickte, geht folgendermaßen: Jeden Tag liefen die Frauen aus dem Dorf hinunter zum Fluss. In großen Tonkrügen holten sie Wasser, denn im Dorf gab es keine Quelle. Eines Morgens schaute eine der Frauen verträumt einem Schmetterling hinterher.

Da stolperte sie, ihr Krug schlug auf dem Boden auf und bekam einen Riss. Einen zweiten hatte sie nicht, auch kein Geld für einen neuen. In ihrer Not umwickelte sie den Krug mit einem Tuch. Das Wasser tropfte an der Bruchstelle heraus und als sie im Dorf ankam, war die Hälfte des Inhalts ausgelaufen. »Ach«, klagt sie, »was für ein Unglück, warum war ich bloß so unvorsichtig? Alle anderen bringen mehr Wasser nach Hause! Meine Mutter hat recht, ich bin wirklich zu nichts nütze!«

Tage später, als die Frauen wieder zum Fluss gingen, war der schmale Pfad gesäumt von grünen Gräsern und vielen kleinen Blumen – rot, gelb und weiß leuchteten sie. »Das waren deine Wassertropfen«, lachten die Frauen, »sie haben den staubigen Weg zum Blühen gebracht.«

Ich schrieb dazu: »Danke für das, liebe Frau Zabel, was Sie durch Ihr Tun zum Blühen brachten! Wir, die AG Migration, schätzen Sie sehr und sind dankbar für die gemeinsame Zeit mit Ihnen!«



# Wiederauferstehung

**B**esuchte ich Ulrika im Hospiz, gingen wir in ein kleines Café in der Nähe. Manchmal bat sie mich, ihr Kuchen mitzubringen. Sie wirkte, als würde es ihr immer besser gehen. Sollte das Unglaubliche geschehen und Ulrika wieder gesund werden?

**Margret  
Pelkhofer-Stamm  
erzählt**

»Ich will wieder nach Hause!«, verkündete sie eines Tages. Die Ärzte willigten tatsächlich ein und attestierten ihr, dass sie auf dem Weg der Genesung war. Ulrika wollte den denkwürdigen Moment gebührend feiern: Sie lud Freunde zu einem Fest ins Hospiz ein.

**E**s war wie ein Wunder: Plötzlich ging es Ulrika so gut, dass sie nach Hause konnte. Für ihr Fest kochte ich mit Freundinnen koreanisches Essen. Eine Mitarbeiterin unseres ambulanten Hospizes, eine Musiktherapeutin, spielte Klavier. Ich wünschte Ulrika von Herzen, dass sie wieder gesund werde.

**In-Sun Kim  
erzählt**

**W**ieder zu Hause, plante Ulrika jeden Tag bis ins Kleinste. Rief ich sie an, um zu fragen, wie es ihr ginge und ob ich vorbeikommen könne, antwortete sie manchmal: »Komm' bitte eine Stunde später, gleich bekomme ich Besuch.«

**Jutta Abmann  
erzählt**

Fast an jedem Tag waren Freunde oder Bekannte bei ihr zu

Gast. In diesen Tagen bekam sie vieles von dem, was sie an Liebe gegeben hatte, zurück.

**Ulrike Kostka erzählt** Nachdem sie das Hospiz verlassen hatte und wir darüber nachdachten, wie sie in den Arbeitsprozess bei der *Caritas* zurückkehren könnte, hatte ich ein langes Gespräch mit Ulrika.



Sie wirkte wie ein Vögelchen, dünn und zart. Doch ihre Augen strahlten etwas Unbeschreibliches aus. Ihr war anzusehen, dass sie Berührung mit dem Höchsten, mit einer Welt außerhalb der unseren, gehabt haben musste. Sie kam von einem Ort, an den man sich zum Sterben begibt. Doch sie war nicht gestorben. Als gläubiger Mensch schien es mir, dass sie Kontakt mit der Ewigkeit hatte. Ihre Rückkehr ins Leben war wie eine kleine Auferstehung.

Wir wollten auf ihre Kompetenz und ihren großen Schatz an Erfahrungen nicht verzichten. So gab ihr die *Caritas* die Möglichkeit, sich wieder bei uns einzubringen.

In einem unserer Gespräche erzählte sie von einer Idee: Sie wolle ihre Lebensgeschichte in einem Buch erzählen! Dazu hatte sie Kontakt zu Katrin Rohnstock aufgenommen und ihr bereits ein erstes Interview gegeben. Ich fand die Idee wunderbar. So konnte sie ihre vielfältigen Erfahrungen weitergeben, ein Stück Sozialgeschichte, ein Stück Fachgeschichte mitschreiben.

**Ingeborg Simon erzählt** Nach ihrer Entlassung aus dem Hospiz vereinbarte ich einen Termin mit Ulrika. »Überfordere

sie bloß nicht und gehe behutsam mit ihr um!«, schärfte ich mir ein. Ich klingelte und wartete vor der Haustür auf sie. Sie kam die Treppe herunter in einem roten Kostüm, mit einem Hut auf dem Kopf. »Frau Zabel«, rief ich, »Sie sehen ja aus wie ein Model auf dem Laufsteg in Paris!« Obwohl wir eng befreundet waren, blieben wir stets beim Sie.

Unser Ziel war ihr Lieblingscafé schräg gegenüber ihrer Wohnung. »Ich muss nun erst mal einiges erledigen!«, kündigte Ulrika an. Gesagt getan. Wir gingen über die Straße zum Zeitungshändler und Ulrika plauderte eine Weile mit ihm. Unsere nächste Station war der Buchladen. Die Inhaberin hatte – beunruhigt durch Ulrikas Fernbleiben – bereits Recherchen angestellt, wie es ihrer Stammkundin erging. Sie hatte herausgefunden, dass Ulrika im Hospiz war, und ging davon aus, dass damit ihr Ende besiegelt sei. Nun stand sie plötzlich vor ihr und wollte Bücher kaufen! Die Verwunderung stand der Buchhändlerin ins Gesicht geschrieben.

Ulrika begann, sich in dem Laden nach Neuerscheinungen umzuschauen, und plauderte nebenbei mit der Inhaberin. Mich schien sie ganz vergessen zu haben. Ungeduldig stand ich da, denn schließlich wollten wir noch ins Café und danach den Einkauf im Supermarkt erledigen. »Wie lange wird sie das aushalten?«, fragte ich mich, war sie doch gerade erst vom Sterbebett auferstanden. »Frau Zabel, wir wollten noch einkaufen gehen!«, mahnte ich vorsichtig. Doch Ulrika ließ sich nicht beeindrucken, sie musste der Buchhändlerin zunächst alle Neuigkeiten erzählen.

Endlich brachen wir auf. Im Café unterhielten wir uns über alles – nicht aber über Ulrika selbst. Schließlich gingen wir zum Supermarkt. Dort fuhr ich mit dem Einkaufswagen

hinter ihr her, Ulrika griff zielsicher in die Regale. Zu Hause angekommen, verstaute ich den Einkauf in den Küchenschränken. Ulrika gab mir klare Anweisungen, an welchen Platz die Dinge gehörten – auch hier war alles perfekt organisiert.

**Azize Tank erzählt** **I**n meinem Abgeordnetenbürgerbüro in Schöneberg lade ich regelmäßig zum »Frauensalon«, einem Salon für Frauen aus verschiedenen Kulturkreisen. Dabei handelt es sich um frauenspezifische Themenabende, die gemeinsam vorbereitet und organisiert werden. Am 8. März feiern wir den Internationalen Frauentag. Als Ulrika 2014 aus dem Hospiz

*Bundestagsabgeordnete für  
Die Linke seit 2013*

entlassen worden war, nahm sie daran teil. Wenig später rief sie mich an: »Was für eine schöne Veranstaltung!« Ich spürte, dass ihr solche Begegnungen gefehlt hatten.

Ich war 1990 zur ersten Ausländerbeauftragten in Charlottenburg ernannt worden (später in *Migrantenbeauftragte Charlottenburg/Wilmersdorf* umbenannt). Im Ausländerbeirat (später ebenfalls umbenannt in *Beirat für Migrantenangelegenheiten*) arbeitete auch Ulrika mit. Sie war insbesondere im Seniorbereich als Vertreterin für die *Caritas* aktiv. Jemanden wie Ulrika dabeizuhaben, bereicherte die Arbeit ungemein.

Als ich 2013 Bundestagsabgeordnete geworden war und im Ausschuss für Arbeit und Soziales mitarbeitete, wurde Ulrika meine Beraterin. »Was würdest du mir empfehlen, was würdest du mir raten?«, fragte ich sie oft. Sie kam aus der Praxis, war wie ich eine Teamarbeiterin. Sie verfolgte das Prinzip, Verantwortung zu teilen, statt sich in den Vordergrund zu

stellen. Ich mochte an ihr, dass sie offen sagte, was sie dachte. Privat waren wir befreundet und schätzten einander sehr. Gern erinnere ich mich an unsere »Frauenreise« in die Türkei, die Ulrika und ich gemeinsam mit Anita Rehm durchführten. Als sie krank wurde, schlossen wir ein Abkommen: Ich würde sie nicht fragen, wie es ihr ging. Unsere Begegnungen sollten nicht von der Krankheit bestimmt werden. Ulrika wünschte sich, dass wir über Politik, über die aktuellen Ereignisse in Deutschland und der Welt redeten. »Es ist so schön, wenn ich deine Stimme höre, das gibt mir Energie!«, freute sie sich, wenn ich sie besuchte. Ulrika fehlt mir...



**E**s war nicht absehbar, wann Ulrika wieder ins *kom•zen* zurückkehren würde. Wir entschieden, eine Krankheitsvertretung zu suchen. Mit Nadia Nagie fanden wir eine Frau von großer Kompetenz, die sich ganz bewusst für die Stelle im *kom•zen* entschieden hatte. Ulrika sollte als *Senior Advisor* ihre Erfahrungen und ihr Wissen weitergeben.

**Ulrike Kostka**  
**erzählt**

**A**m 1. März 2014 fing ich im *kom•zen* an. Geplant war, dass ich Ulrika Zabel für ein Jahr vertreten würde. Um mich von ihr beraten zu lassen, besuchte ich sie zu Hause, nur ein paar Straßen von meiner Wohnung entfernt.

Ich komme aus einer bikulturellen, deutsch-syrischen Familie. Mein Vater stammt aus Damaskus und war Chirurg,

**Nadia Nagie**  
**erzählt**  
*Leiterin des kom•zen*

meine Mutter kommt aus Rostock, sie war Lehrerin. Geboren wurde ich in der DDR, wo meine Eltern studiert hatten. 1967 wanderten wir nach Syrien aus, kehrten nach zwei Jahren nach Europa zurück und landeten in der Bundesrepublik.

Ich studierte Islamwissenschaft, Erziehungswissenschaft und Geografie. Mit einem Stipendium der Graduiertenförderung der *Westfälischen-Wilhelms Universität Münster* promovierte ich am Fachbereich Erziehungswissenschaft. Nach zwei Jahren in Frankreich kam ich nach Berlin. An verschiedenen Hochschulen übernahm ich Lehraufträge, fand später eine Stelle beim *Türkischen Bund* und arbeitete fast zehn Jahre lang in der Migrationssozialarbeit beim Bildungsträger *Arbeit und Bildung*.

Weil ich mich beruflich verändern wollte, bewarb ich mich auf die Ausschreibung der *Caritas* für das *kom•zen*. Aus meiner eigenen Familie waren mir die Belange der älter werdenden ersten Einwanderergeneration sehr vertraut.

Bei unseren Arbeitssitzungen versuchte Ulrika mir zu erklären, was das *kom•zen* sei und wie es arbeite. Es war vor allem eines: eine Vernetzungs- und Informationsplattform, eine komplexe Schnittstelle zwischen Politik, Verwaltung, Institutionen, Organisationen, Verbänden und Migrantenorganisationen.

Ulrika faszinierte mich als Macherin und Netzwerkerin. Sie erzählte mir viel aus ihrer Arbeitspraxis, erklärte, welch großartigen Auftrag das *kom•zen* habe, dass die Interkulturelle Öffnung der Strukturen der Altenhilfe und Altenpflege keine einfache, aber eine gesellschaftlich enorm wichtige Aufgabe sei. Mich beeindruckte, dass es Ulrika mit

Unterstützung der Politik gelungen war, in den Leitlinien der Berliner Seniorenpolitik die Leitlinie 13 mit der Überschrift »Ältere Migrantinnen und Migranten« zu implementieren. Missstände zu thematisieren und Veränderungsprozesse herbeizuführen, genau das fand ich attraktiv an der Position der Leiterin des *kom•zen*.

Die unterschiedlichen Perspektiven in der Beziehung zwischen Mehrheit und Minderheit zusammenzubringen, stellt eine besondere Herausforderung dar. Institutionen und Einrichtungen beklagen fortwährend die geringe Teilnahme der älteren Migranten an ihren Angeboten. Sie behaupten die älteren Migranten wollen nichts mit ihnen zu tun haben. Diese hingegen fühlen sich von den Angeboten der Einrichtungen nicht angesprochen, nicht eingeladen und in ihrem Anderssein nicht akzeptiert. Lange wurde verleugnet, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist. Umso notwendiger ist es heute, dass Institutionen auf die wachsende Gruppe der älteren Migranten zugehen.

Allmählich entstand aus den vielen Puzzlesteinen ein Bild. Ich lernte von Ulrika unter anderem, dass das *kom•zen* viele Zielgruppen hat: zum einen die Mitarbeiter und Helfer in der Politik und den Verwaltungen auf Landes- und Bezirksebene, zum anderen die Akteure in Beratungsstellen und Einrichtungen der Altenhilfe und Altenpflege. Das *kom•zen* bildet einen Umschlagplatz zwischen diesen Akteuren und den Communities der Migranten.

Einige Male besuchten wir Ulrika mit dem ganzen Team zu Hause. Wir spürten, dass sie sehr daran interessiert war, was im *kom•zen* passierte. Ihr war wichtig, dass die Arbeit in ihrem Sinne weitergeführt wurde.

**Elke Breitenbach**  
**erzählt**

*Senatorin für Integration,  
Arbeit und Soziales  
in Berlin seit 2016*

**A**m 1. Oktober 2014 wurde, wie jedes Jahr zum Jubiläum des Inkrafttretens der Berliner Verfassung von 1950, im Roten Rathaus der Berliner Verdienstorden verliehen. Ich war eine von denen, die dafür gesorgt hatten, dass Ulrika zu den Ausgezeichneten gehörte. Als die Parteien Vorschläge für die nächsten Anwärter auf den Orden unterbreiten sollten, schlug ich gemeinsam mit andere Politikerinnen der Linken Ulrika vor. Es war an der Zeit, dass sie für all das, was sie für die Stadt getan hatte, endlich eine gebührende Anerkennung bekam.

Der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit erinnerte in seiner Laudatio daran, wie wichtig es sei, dass die Einwohner Berlins, die einen Migrationshintergrund hätten und das Rentenalter erreichten, eine Lobby bekämen. »Dafür steht das *Kompetenz Zentrum Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe*«, so Wowereit. »Und dafür steht ganz besonders dessen Leiterin Ulrika Zabel, die diese Einrichtung seit fast fünfzehn Jahren prägt.« Das *kom•zen* habe sich unter ihrer Leitung zu einer Instanz in allen Fragen rund um das Thema Altenhilfe und Migration entwickelt. »Ältere Zuwanderinnen und Zuwanderer schätzen sie als kompetente Ansprechpartnerin«, lobte Wowereit. »Bei Verantwortlichen in Politik und Gesundheitswesen hat ihr Rat Gewicht«.

Es mag 2001 oder 2002 gewesen sein, als ich Ulrika zum ersten Mal traf. Ich war persönliche Referentin der Berliner Senatorin für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz Heidi Knake-Werner. Ab 2003 saß ich für die Linke im Abgeordnetenhaus und war für Seniorenpolitik zuständig.

Ulrika und ich waren uns von Anfang an menschlich sehr

nah. Doch ich bekam auch ihre Hartnäckigkeit zu spüren, insbesondere wenn es um die Finanzierung des *kom•zen* ging. Hatten wir seitens der Politik dem Zentrum eine gute Arbeit attestiert und dafür plädiert, dass die Arbeit ausgebaut werden solle, nahm uns Ulrika beim Wort: »Um die Arbeit auszubauen, benötigen wir auch mehr Stellen!« Gleichwohl wollte sie nie mit dem Kopf durch die Wand. Sie bereitete Gespräche stets langfristig und klug vor. Statt mit dem Holzhammer arbeitete sie mit Argumenten.

Wir waren nicht befreundet, hatten jedoch ein starkes emotionales Verhältnis zueinander, konnten gut miteinander reden, verfolgten ähnliche politische Ziele. Ich schätzte ihre Empathie, ihr unglaubliches Fachwissen.

Im Hospiz zeigte sich, welch starke Persönlichkeit sie war. Mit ihrer Energie war sie dem Tod von der Schippe gesprungen.

## Der Krebs kehrt zurück

**Michael Zabel** erzählt Über Weihnachten weilte Ulrika zu einer dreiwöchigen Kur in der Nähe von Kassel. Im Januar kehrte sie nach Berlin zurück. Eine wirkliche Besserung ihres Gesundheitszustandes war nicht zu beobachten, im Gegenteil, es schien ihr immer schlechter zu gehen.

**Raed Saleh** erzählt Trotz ihrer Krankheit versuchte Ulrika, weiter präsent zu sein. Sie kämpfte um ihre Gesundheit, gab dabei jedoch den Kampf für ihre Ziele nicht auf. Ich traf Ulrika bei einem Abendessen mit Freunden. Sie war so schwach, dass sie gestützt werden musste. »Unsere Gesellschaft wandelt sich, sie wird nicht nur bunter, sondern auch älter«, sagte sie. »Deshalb muss man sich um die Interkulturelle Öffnung der Altenhilfe kümmern!«

*Abgeordneter der SPD  
im Berliner Abgeordneten-  
haus, seit 2011 Fraktions-  
vorsitzender*

Genauso kämpferisch hatte ich sie – kurz nachdem ich 2006 Abgeordneter geworden war – bei einer Veranstaltung der *Friedrich-Ebert-Stiftung* kennengelernt. »Es gibt da ein paar wichtige Themen, wenn wir uns darum nicht kümmern, werden wir bald große Probleme bekommen!«, sprach sie mich unverblümt an. Mit ihren temperamentvollen Gesten und ihren ausdrucksstarken Augen, die mich unvermittelt ansahen, schilderte sie mir, worum es ihr ging: Die Migranten der ersten Generation seien nun in dem Alter, in dem sie pflegebedürftig werden könnten; ihre Familien würden diese

Aufgabe – so wie in der übrigen Gesellschaft Deutschlands auch – nicht übernehmen; diese Pflege könne nicht nach dem Nullachtfünfzehn-Prinzip stattfinden, sie müsse auf die speziellen Bedürfnisse dieser Menschen eingehen. Da ich als Kind aus Palästina mit meinen Eltern nach Deutschland gekommen war, traf Ulrika bei mir auf offene Ohren. Mitunter eckte sie an, wenn sie den Finger in die Wunde legte: »Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass viele Menschen noch davon ausgeschlossen sind, in Würde alt zu werden!« Wie eine Missionarin war sie bei Veranstaltungen, in Institutionen und in der Politik unterwegs. Wollte sie etwas durchsetzen, war sie sich nicht zu schade, auch mal eine Runde mehr zu drehen. Je öfter wir uns trafen, umso mehr wurde Ulrika in meinen Augen zu einer Päpstin der kultursensiblen Pflege.



**A**ls immer mehr Geflüchtete nach Deutschland kamen, litt Ulrika darunter, wie lange es dauerte, bis sie Hilfe erhielten. Sie hatte sich stets für Menschen auf der Flucht eingesetzt und konnte nicht verstehen, wie schwer sich die Politik damit tat, die Menschen, die aus den Krisengebieten zu uns kamen, zu unterstützen. Freunde und Bekannte baten sie um Rat, wie man mit der Situation umgehen sollte. In diesen Gesprächen wurde Ulrika nicht müde, darauf hinzuweisen, dass man den Geflüchteten helfen müsse – und zwar schnell und unkompliziert. Sie verlangte, dass die Familien zusammenblieben, dass die Kinder eine Schule besuchen könnten und auch die Frauen unterstützt würden.

**Ulker Radziwill  
erzählt**

**Ulrike Kostka** erzählt Als wir im Taxi von einer Veranstaltung nach Hause fuhren gestand mir Ulrika, wie sehr es sie schmerzte, dass sie sich für diese Menschen nicht stärker einbringen konnte. Während sich alle, die in diesem Prozess Verantwortung trugen, im Aktionsmodus befanden, konnte sie durch ihre langjährige Erfahrung die aktuelle Entwicklung viel reflektierter betrachten.

**Monika Treber** erzählt Wir sprachen oft über das Flüchtlingscamp am Berliner Oranienplatz, das über die Grenzen Berlins hinaus zu einem Thema geworden war. Eine Gruppe von Asylbewerbern war aus Bayern nach Berlin marschiert und hatte auf dem Platz ihr Lager aufgeschlagen. Über Monate beschäftigte sich die Senatsverwaltung mit der Frage, was mit den Menschen geschehen sollte. Als es Winter wurde, entschied die Caritas, ein leerstehendes Gebäude, das zu einer Altenwohneinrichtung umgebaut werden sollte, als Quartier zur Verfügung zu stellen. Zudem bemühten sich Mitarbeiter um Spenden, um die Geflüchteten mit einer Monatskarte für die Berliner Verkehrsbetriebe auszustatten. Als ich Ulrika davon erzählte, rang sie die Hände: »Was für ein Unfug, die verkaufen die Karte auf dem Schwarzmarkt und versuchen anders von A nach B zu kommen!«

Diesen nüchternen, unromantischen Blick kannte ich von ihr. Sie wusste, dass Geflüchtete Überlebensstrategien entwickeln, die Respekt verdienen, jedoch nicht idealisiert werden dürfen. Zugleich hätte Ulrika alles getan, um diesen Menschen zu helfen.



**I**m März 2015 begann die Chemotherapie, mit der Ulrikas Knochenkrebs bekämpft werden sollte. Die Ärzte rieten ihr, den Zustand ihres Darmes im Blick zu behalten und eine Untersuchung vorzunehmen. Auch ich war dieser Meinung. Ulrika lehnte jedoch ab. Obwohl es ihr selbst nicht gut ging, versuchte sie, sich aus der Ferne um unsere Mutter zu kümmern. Oft gab sie mir Aufgaben, die ich erledigen sollte. Im Juni 2015 verstarb Mutter. Ulrika hatte sie kurz zuvor ein letztes Mal besuchen können. Ich hätte alles getan, um es ihr zu ermöglichen, an der Trauerfeier teilzunehmen, doch sie war zu schwach, um die Reise anzutreten.

**Michael Zabel  
erzählt**

**D**ass Ulrika nicht zur Beerdigung fahren konnte, war für sie ein großer Schmerz, verband sie doch mit ihrer Mutter eine sehr innige Beziehung. Nachdem wir die Nachricht ihres Todes erhalten hatten, gingen wir in die Sankt-Ludwigs-Kirche in Wilmersdorf und zündeten eine Kerze an. Als Linke stand Ulrika der Kirche zuweilen kritisch gegenüber, dennoch war sie ein religiöser Mensch. Nach dem Besuch der Kirche gingen wir essen. Ulrika erzählte von ihrer Mutter und wie sehr der Verlust sie schmerzte. Danach wurde die Verbindung zu ihrem Vater enger, fast jeden Tag telefonierte sie mit ihm.

**Margret  
Pelkhofer-Stamm  
erzählt**

**J**edes Jahr im Juli gibt es in Deutschland Mango-Früchte aus Indien zu kaufen. Ulrika mochte diese saftigen Früchte. Ich kaufte ein paar davon und

**Vijayarany  
Pathmanathan  
erzählt**

kündigte in einem Telefongespräch an: »Morgen komme ich und bringen Ihnen ein paar Mangos!« Doch Ulrika antwortete: »Frau Pathmanathan, mir geht es nicht gut, ich kann leider nichts essen.« Aus dem Besuch wurde nichts. Ein paar Tage später wurde sie wieder in die Klinik *Havelhöhe* eingeliefert. An Nadia Nagie schrieb Ulrika, dass lediglich eine Kontrolle anstand. Deshalb machten wir uns keine Sorgen. Ich vermutete, sie käme bald wieder nach Hause und ich könnte sie dort besuchen.

**Michael Zabel** **erzählt** **U**lrikas Gesundheitszustand verschlechterte sich immer weiter, sie kam auf die Palliativstation im Krankenhaus *Havelhöhe*. Als ich sie im August besuchte und sah, wie es um sie stand, rief ich unsere Schwester Claudia an. Ich bat sie, nach Berlin zu kommen, um sich von Ulrika zu verabschieden. Ich hoffe, die beiden reichten sich die Hand und versöhnten sich.

**Ilknur Gümüş** **erzählt** **A**ls ich von einer Segeltour durch die griechische Ägäis zurückkam, besuchte ich Ulrika in der Klinik und zeigte ihr Bilder aus dem Urlaub. Das Wasser leuchtete blau. Ulrika freute sich: »Toll, dass ich das Meer nochmal sehen darf!«

**Ulker Radziwill** **erzählt** **M**ein Mann und ich wollten mit Ulrika ein Hannes-Wader-Konzert in Potsdam besuchen, doch sie war so schwach, dass sie absagte. Wir kauften

in Potsdam eine CD für sie und schossen während des Konzerts ein Foto. Mein Mann kaufte einen MP3-Player mit – roten – Kopfhörern und speicherte darauf einige Lieder von Hannes Wader sowie Stücke der Band *Ton Steine Scherben*. Obwohl er, weil er als Kind schlechte Erfahrungen gemacht hatte, Krankenhäuser nicht mochte, fuhr er zu Ulrika in die Klinik und brachte ihr das Geschenk.

Als Ulrika als junge Frau nach Berlin gekommen war, hatte sie Kontakte in die Hausbesetzerszene gehabt und liebte die Musik von *Ton Steine Scherben*. Auch mein Mann war ein Fan. Als wir heirateten, schrieben wir auf die Einladung zu unserer Hochzeit eine Zeile aus dem *Scherben*-Song *Schritt für Schritt ins Paradies*: »Wer wird die neue Welt bauen, wenn nicht du und ich?« Ulrika, die wir auch zur Hochzeitsfeier eingeladen hatten, war begeistert. Ich vermute, Rio Reisers spätere Zeilen aus seinem Solo-Song *Wann?* sprachen Ulrika aus der Seele: »Wann, wenn nicht jetzt? Wo, wenn nicht hier? Wie, wenn ohne Liebe? Wer, wenn nicht wir?«

Mein Mann und ich luden sie im August 2012, zu Beginn ihrer Krankheit, zu einem Konzert der *Ton Steine Scherben*-Nachfolgebänd im türkischen Theater *Tiyatrom* ein. Obwohl es ihr nicht gut ging, wollte sie unbedingt mitkommen. Rio Reiser fehlte zwar, dennoch war Ulrika begeistert von der wiederauferstandenen Politrockband. Im Konzert musste sie sich öfter setzen.

Sie sprach fast nie darüber, wie es ihr gesundheitlich ging – selbst, wenn man ihr ansah, dass sie sich nicht gut fühlte. Fragte ich sie danach, antwortete sie: »Na ja, es geht mir ein bisschen dreckig, aber wie geht es dir denn?« Viel lieber sprach sie mit mir über aktuelle politische Themen.



**Ingeborg Simon erzählt** So hatte ich sie seit eh und je erlebt: Stets suchte sie den Kontakt zu anderen Menschen, interessierte sich für deren Leben.

Bei einem Gespräch am Krankenbett bat ich: »Frau Zabel, Sie dürfen auch mal aus Ihrer Vorbildrolle aussteigen, Sie müssen auch mal an sich denken!« Sie gab mir recht, fügte jedoch im selben Atemzug hinzu: »Frau Simon, bei Ihnen ist es doch nicht anders. Wir alle müssen unsere Rollen wahrnehmen!« Auch auf dem Krankenbett wollte sie, obwohl es ihr sichtbar schlecht ging, stark sein und ein selbstbestimmtes Leben führen leben.

Für sich selbst interessierte sich Ulrika erst zuletzt – auch wenn es um ihre materiellen Verhältnisse ging. Da sie lange krank gewesen war, befand sie sich finanziell in prekären Verhältnissen. Die Krankenkasse stellte nach einer Weile ihre Zahlungen ein. Ulrika bekam Arbeitslosengeld, doch auch das endete. Freunde unterstützten sie. Ulrika war vor allem wichtig, dass sie ihre Wohnung halten konnte. Es war traurig, dass sie, die so viel für die Gesellschaft geleistet und sich regelrecht verausgabt hatte, in eine solche Lage geriet.



**Rolf Heinze-Aßmann erzählt** Während ihres Hospiz-Aufenthaltes wurde Ulrikas finanzielle Lage immer kritischer. Mit Glück gelang es uns, die Wohnung zu halten. Ihre Einkünfte verbesserten sich und die notwendigen Ausgaben waren gedeckt.

*Befreundete Familie*

Im Mai 2013 bat mich Ulrika, für ihre Konten eine Bankvollmacht zu übernehmen. Schaffte sie es nicht, zum

Bankautomaten zu gehen, versorgten meine Frau und ich sie mit Bargeld. Wir achteten zudem darauf, dass ihre Rechnungen bezahlt wurden.

2015 bat sie mich, ihr bei einem Antrag auf Erwerbsminderungsrente zu helfen. Ich recherchierte und stellte ihr einen Ordner zusammen, der den Antrag und Ergänzungsbögen enthielt. Zudem riet ich ihr, sich für die Antragstellung mit einem Vertrauensmann der Rentenversicherung in Verbindung zu setzen.

**M**eine Schwester war in finanziellen Angelegenheiten sehr großzügig. Ich scherzte oft: »Ulrika, das ist leider nicht deine Kernkompetenz«.

**Michael Zabel  
erzählt**

Sie lachte dann und erklärte mir, dass sie ihr Geld lieber in Bücher und Reisen anlege, statt es bei der Bank zu bunkern. Ihr Bücherregal – mindestens vier Meter hoch und drei Meter breit – war der Beweis dafür, wie sehr sie die Literatur liebte.

**A**m 2. September 2015 veranstaltete die Berliner Linke ihr traditionelles Sommerfest. Ulrika war so schwach, dass sie nicht kommen konnte. In einer Mail schrieb sie: »*Liebe Frau Breitenbach, ich wünsche Ihnen ein schönes Fest mit vielen Interessierten, die in der Politik der Linken die einzige Alternative sehen. Leider lässt meine Krankheit heute keinen Besuch zu, doch in Gedanken bin ich bei Ihnen. Herzliche Grüße an Udo Wolff und ganz besonders an die Kämpferin für Gerechtigkeit. Ihre Ulrika Zabel.*«

**Elke Breitenbach  
erzählt**

**Ulrike Aßmann** **erzählt** Am 6. September 2015 – das Datum weiß ich bis heute – entschied ich aus einem Impuls heraus, Ulrika in der Klinik zu besuchen. Lange hatte sie verdrängt, wie schlecht es ihr ging, und die Hoffnung nicht aufgegeben, irgendwann wieder arbeiten zu gehen. Nun war zu spüren, dass ihre Kraft nachließ – und sie sich das auch eingestand.

Ich hatte die Anfänge ihrer Krankheit intensiv miterlebt. Im Frühjahr 2013, als es ihr nach der »erfolgreichen« ersten Darmkrebsbehandlung und der Reha immer schlechter ging, begleitete ich sie zu einer Untersuchung in eine radiologische Praxis. Ein Krankentransport brachte uns dorthin. Als wir über den Kurfürstendamm fahren und an einem neu eröffneten Restaurant vorbeikamen, sagte Ulrika: »Ob ich wohl noch mal dorthin komme?«



Bei dieser Untersuchung wurde der Knochenkrebs entdeckt. Bis zum September 2015 blieb dies der einzige Moment, in dem ich sie mutlos erlebte.

**Inge Kauper** **erzählt** Als ich an einem Nachmittag in die Klinik kam, hatte ich das Gefühl, Ulrika brauche nur eines: Ruhe. Ich nahm auf einem Stuhl neben ihrem Bett Platz und hielt ihre Hand. Ulrika begann – was ich nicht von ihr kannte – über sich zu sprechen, über ihre Gefühle, ihre Gedanken. Ich hörte zu, streichelte ihre Hand – so mögen vier oder fünf Stunden vergangen sein. Zwei Tage später wollte ich sie wieder besuchen. Als ich in die Klinik kam, erfuhr ich: Ulrika war nach einer Behandlung nicht mehr aufgewacht.

Ich sprach kurz mit dem behandelnden Arzt, dann durfte ich in Ulrikas Zimmer. Ich war dankbar, ihr ein letztes Mal nahe zu sein und mich verabschieden zu können.

**A**m 15. September um 17.10 Uhr klingelte bei mir im Büro das Telefon. Ein Arzt aus der Klinik teilte mir mit: Ulrika sei soeben gestorben ...

**Michael Zabel  
erzählt**

Mir zog es den Boden unter den Füßen weg. Noch sechs Stunden zuvor hatte ich mit Volker Rapp und mit Ulrikas langjähriger Freundin Ingrid Schmischke über eine geplante Darmspiegelung gesprochen. Ich wusste, es ging ihr schlecht, doch ich hatte die Hoffnung, es würde irgendwann wieder bergauf gehen.



**U**lrika hatte sich in den letzten Wochen ihres Lebens nicht mehr gemeldet. Ich war davon ausgegangen, dass sie mich nicht sehen wollte, und akzeptierte ihren Wunsch. Ich ahnte, dass es ihr nicht gut ging. Dann erfuhr ich, dass sie gestorben war.

**Cengiz Comart  
erzählt**

**W**ährend meines Urlaubs in Italien bekam ich einen Anruf von Volker Rapp: »Ulrika ist gestorben.« Ich war tieftraurig. Bei einem Strandspaziergang am nächsten Tag konnte ich nicht mehr an mich halten: Ich weinte bitterlich.

**Anita Rehm  
erzählt**

*Journalistin*

Ich hatte Ende der Achtzigerjahre als Journalistin für die ZDF-Sendung *Nachbarn in Europa* gearbeitet und nach

Menschen und Projekten gesucht, die wir darin vorstellen konnten. Bei der Recherche lernte ich Ulrika kennen, die im Schülerladen *Sonne* im Wedding arbeitete. Anfang der Neunzigerjahre – Ulrika war zur *Caritas* gewechselt – recherchierte ich für einen Filmbericht über illegale Zuwanderer in Berlin. Ulrika informierte in einem Interview darüber, wo diese Geflüchteten trotz ihres ungeklärten Status Hilfe bekommen konnten. Durch ihre Vermittlung bekam ich zwei Geflüchtete vor die Kamera, die ihre Geschichten erzählten. Nach der Sendung wurde Ulrika in anonymen Anrufen mit wüsten Beschimpfungen überschüttet. Sie musste ihre Telefonnummer ändern, um endlich in Ruhe gelassen zu werden.

Wie Ulrika arbeitete ich im Fachausschuss Migrantpolitik der Berliner SPD mit – als stellvertretende Vorsitzende. Solche Ausschüsse sind Diskussions- und Arbeitsplattformen für fachlich interessierte Parteimitglieder. Unser Ausschuss für Migrantpolitik wurde von der Partei stiefmütterlich behandelt, zunehmend gab es interne Querelen. Ich wollte das nicht länger mittragen und trat nach fünfundzwanzig Jahren aus der Partei aus. Ulrika blieb bis zur Auflösung des Fachausschusses dabei.

Als ich erfuhr, dass Ulrika im Hospiz lag, erschrak ich: Das ist das Ende. Ich besuchte sie, so oft es ging. Sie bat mich, ihr etwas zu essen mitzubringen. Ich kochte zum Beispiel Kürbissuppe mit einem extra Schuss Sahne, damit sie wieder zu Kräften käme. Wir gingen im Garten des Hospizes spazieren und genossen es beide, über frühere Zeiten zu sprechen und dabei viel zu lachen. Ich war so froh, als sie das Hospiz wieder verlassen konnte.

»Ich habe einen Wunsch: Können wir nach Grünau ins Strandbad fahren?«, fragte mich Ulrika an einem heißen Sonntag im Sommer 2014. »Klar, machen wir!«, stimmte ich zu. Als ich bei ihr ankam, hatte sie Decken zusammengepackt. Draußen herrschten um die dreißig Grad, doch sie fror. Im Strandbad saß Ulrika – in ihre Decken eingewickelt – im Strandkorb und blickte aufs Wasser. Ich hatte abends eine Verabredung, deshalb musste ich zum Aufbruch blasen. »Können wir nicht noch etwas bleiben?«, fragte Ulrika traurig. Doch ich drängte. Auf dem Nachhauseweg war Ulrika voller Begeisterung: »Was für ein schöner Tag!«

Danach versuchte ich erfolglos, sie telefonisch zu erreichen. Ich machte mir keine Sorgen, vermutete, dass sie bei Untersuchungen oder mit Freunden unterwegs wäre. Als es auf ihrem Handy klappte, gestand sie: »Es geht mir nicht gut.« Seit längerer Zeit lag sie wieder im Krankenhaus. Ich fragte, ob ich sie besuchen dürfe. Sie verneinte, weil Besuch sie sehr anstrenge. Ich akzeptierte ihren Wunsch. Wir blieben telefonisch in Kontakt. Bei einem Gespräch erzählte ich ihr, dass ich nach Italien fahren würde. »Wenn ich zurückkomme, besuche ich dich!«, versprach ich.

»Du erlebst immer so tolle Sachen«, beneidete mich Ulrika. »Ich erzähle dir ganz bestimmt davon, wenn ich wieder da bin«, versicherte ich. Doch dazu kam es nicht mehr.

**I**ch bekam die traurige Nachricht nach meinem Urlaub, als ich anrief, um mich mit Ulrika zu verabreden. Am Abend vor meiner Rückkehr war sie gestorben.

**Monika Treber  
erzählt**



Im Herbst 2014 war ich in den Ruhestand gegangen und nur noch selten in Berlin gewesen. Ich besuchte Ulrika, so oft es ging. »Manchmal denke ich«, gestand sie mir einmal, »es ist zu Ende, ich gehe ...«  
Ich hatte das Gefühl, sie wusste, dass ihr nur noch wenig Zeit blieb.

**Michael Zabel** **erzählt** **A**n ihrem Bett sitzend wurde mir das Endgültige ihres Todes bewusst. Mich überkam ein großer Schmerz: Nie wieder würde ich Ulrika um Rat fragen können ...

Sie wurde in ihrem Krankenzimmer aufgebahrt. Ich war dem Pflegepersonal dankbar, dass ich dies ohne Bürokratie so gestalten konnte, wie ich es für richtig hielt. Gemeinsam mit Zübyde, einem der *Sonnen*-Mädchen, deckte ich Ulrika mit einem Tuch zu, das sie einst unserer Mutter geschenkt hatte, lediglich ihr Gesicht war zu sehen. Wir schmückten sie mit roten Rosen. Einige der *Sonnen*-Mädchen und die Menschen, die Ulrika zuletzt betreut hatten, nahmen Abschied von ihr. Aus der Zeit, in der Ulrika im Hospiz war, erinnerte ich mich an die Bestatterin Angelika Fournes, die mir dadurch aufgefallen war, dass sie die Menschen dort mit großer Würde und Selbstverständlichkeit begleitete. Ich bat sie, zu kommen. Sie sang für Ulrika ein Lied und riet mir, mich mit Worten von meiner Schwester zu verabschieden. »Das Gehör«, sagte sie, »geht als letztes«.

Ich ließ Ulrika am nächsten Tag in der Kapelle des Krankenhauses aufbahnen, damit sich Freunde und Bekannte von ihr verabschieden konnten. Zunächst plante ich, den Sarg

offen zu lassen. Ulrika sollte ein letztes Mal in ihrem geliebten roten Kleid zu sehen sein. Doch ich entschied mich dagegen. Der Zustand ihres Körpers und Gesichts war so schlecht, dass ich es nicht für zumutbar hielt. Es wäre nicht ihr Wunsch gewesen, hatte sie doch stets großen Wert auf ihr Äußeres gelegt.

An der Aussegnung in der Kapelle nahmen die *Sonnen*-Kinder sowie enge Freunde und Bekannte teil.

**I**ch erlebte die Andacht mit und freute mich, dass einige der *Sonnen*-Mädchen gekommen waren. Ulrika hatte mehr Kinder, als eine Mutter jemals bekommen kann. Diese Kinder sind wie Samen, die Ulrikas Kraft, ihren Mut und ihre Ziele weitertragen.

**Inge Kauper  
erzählt**



**I**ch hatte Ulrika zum letzten Mal im Juni oder Juli gesehen. Ende September wollte ich wieder in Berlin sein und sie besuchen. Noch eine Woche vor ihrem Tod telefonierte ich kurz mit ihr. Sie war sehr schwach und sagte, dass sie mich wieder anrufen würde, sobald es ihr besser gehe.

**Meltem Başkaya  
erzählt**

Als mir Volker Rapp die Nachricht von Ulrikas Tod übermittelte, stieg ich am nächsten Tag in den Zug und fuhr nach Berlin. In der Kapelle verabschiedete ich mich von ihr. Leider konnte ich sie nicht mehr in ihrem Totenbett sehen. Ich behielt sie so in Erinnerung, wie ich sie bei unserem letzten Treffen gesehen hatte.

**Ulker Radziwill erzählt** Ich war von einer Sitzung müde nach Hause gekommen und hatte meine E-Mails nicht mehr gelesen. Am anderen Morgen öffnete ich das Mailprogramm und bekam einen Schock: Da stand, dass Ulrika gestorben war. Ich war wie erstarrt.

»Bis nächsten Sonntag!«, hatte ich mich nur eine Woche zuvor von ihr verabschiedet, als mein Mann und ich sie in der Klinik besuchten.

Wir hatten uns mit Ulrika verabredet, um mit ihr einen Ausflug zu unternehmen. Sie wünschte sich, dass wir ein Restaurant an einem See besuchen. Vor Ulrikas Zimmer angekommen bat mich eine Schwester: »Es ist besser, wenn Sie gehen. Frau Zabel muss sich ausruhen!«

»Geht ihr mal allein und esst für mich ein Stück Kuchen mit«, rief Ulrika durch die leicht geöffnete Tür. »Wir können uns später sehen.«

Ich fuhr mit meinem Mann in das Restaurant, das wir mit Ulrika besuchen wollten. Nach etwa zwei Stunden riefen wir sie in der Klinik an und fragten, ob es ihr besser gehe, ob wir sie doch noch sehen könnten. Sie war einverstanden. Als wir ihr Zimmer betraten, war eine Freundin zu Besuch. Ulrikas Augen strahlten. Für einen Moment schien es ihr gut zu gehen, vielleicht hatte sie ein Schmerzmittel bekommen. Wir wollten nicht lange stören. »Nächsten Sonntag kommen wir wieder!«, versprach ich.

Wie ich es von ihr gewohnt war, verabschiedete sie sich mit ihrem »Tschüss, Tschüss, Tschüss!« Nie sagte sie nur einmal »Tschüss!«, sondern wiederholte es stets auf ihre unnachahmliche Weise: »Tschüss, Tschüss, Tschüss!«

**I**ch entschied, Ulrika nach Hause zu holen. Das fiel mir nicht leicht, hatte meine Schwester in Berlin doch so viele Freunde und Bekannte. Aber wer sollte dort auf Dauer ihr Grab pflegen?

Zur feierlichen Urnenverabschiedung und Trauerfeier in der Kapelle des Friedhofes Heerstraße kamen 150 Menschen. Die *Sonnen-Mädchen* waren, sofern es ihre Zeit erlaubte, bei jeder einzelnen Verabschiedung von Ulrika dabei und spendeten mir großen Trost.

**Michael Zabel**  
erzählt



**U**rikas Bruder Michael wünschte sich für die Trauerfeier türkische Musik. Ich sprach türkische Musiker an, sie kamen und spielten die Lieder, die Ulrika so liebte.

In ihren Reden erinnerten Wegbegleiter an Ulrika.

**Cengiz Comart**  
erzählt

**G**emeinsam mit Freunden schalteten wir eine Anzeige im *Tagesspiegel*: *»Wir trauern um Ulrika Zabel. Gerade in schwierigen Zeiten hat sie unermüdlich Brücken gebaut und Menschen zusammengeführt. Das Miteinander von Generationen und Kulturen war ihr Leitmotiv. Dabei hat sie so viel erreicht, indem sie jeden Menschen ernst genommen hat. Berlin war ihr Zuhause, aber ihr Wirkungskreis reichte weit darüber hinaus. Wir verabschieden uns von einer großen Humanistin, unserer Freundin Ulrika. Mit ihrer Kraft und ihrer Herzenswärme bleibt sie bei uns.«*

**Jutta Abmann**  
erzählt

**Michael Zabel** **erzählt** **A**m 31. Oktober 2015 bestatteten wir ihre Urne in unserem Familiengrab in Oberkirch bei Offenburg, in dem einige Monate zuvor unsere Mutter beerdigt worden war und wo auch unser Vater seine letzte Ruhe finden wird. Für ihn ist es, da er bei den Trauerfeierlichkeiten in Berlin nicht dabei sein konnte, sehr wichtig, dass sich Ulrikas Grab in seiner Nähe befindet und er es besuchen kann.



## In großen Fußstapfen

**I**ch war traurig, als ich erfuhr, dass sich Ulrikas Zustand mehr und mehr verschlechterte. Da wir nicht befreundet waren, erfuhr ich wenig darüber, wie es ihr tatsächlich ging. Unsere Treffen, auch unsere Telefonate, wurden weniger. Wir blieben per E-Mail weiter in Kontakt, Ulrika gab mir weiterhin Tipps, wie ich die Gremienarbeit gestalten konnte.

**Nadia Nagie  
erzählt**

Die *Caritas* entschied, meinen Vertrag nach zwei Jahren in einen unbefristeten umzuwandeln. Plötzlich war ich nicht mehr die Krankheitsvertretung, sondern die Leiterin des *kom•zen*. Mir war bewusst, dass ich in große Fußstapfen trat. Auf der Internetseite des *kom•zen* erinnern wir in einem Nachruf daran, dass Ulrika Zabels Spuren in unserem Alltag allgegenwärtig sind: »Sie war sowohl Theoretikerin als auch Praktikerin der interkulturellen Verständigung und verstand sich als Brückenbauerin und Vermittlerin in einer immer pluraler, interkultureller und vernetzter werdenden (Welt-) Gesellschaft. Ulrika Zabel hat sich mit dem Thema des Interkulturell-Werdens von Menschen und Institutionen einen Weg durch Politik und Verwaltung gebahnt. Dabei hat sie auf eine unvergleichliche Art immer das Wohl der Menschen im Blick gehabt: Institutionen haben sich nach den Bedürfnissen der Menschen zu richten, nicht andersherum.« Es gab Momente, in denen ich zweifelte, ob ich der Aufgabe, das *kom•zen* zu leiten, gerecht werden konnte. Doch nicht nur ich, jeder wäre in zu große Fußstapfen getreten.

Ich musste als neue Leiterin meinen Weg finden und eigene Akzente setzen. Gemeinsam führt das AWO-Caritas-Team heute Ulrikas Arbeit fort, mit einer eigenen Note und vielen neuen Themen.

So würde ich gern die vielen Moscheegemeinden in Berlin stärker einbeziehen. Das muslimische Gemeindewesen hatten wir bisher kaum im Blick. Moscheegemeinden werden von vielen älteren Menschen besucht, dort gibt es einen großen Bedarf an Beratung zur Pflege. Doch kaum jemand aus diesen Gemeinden findet den Weg in die Pflegestützpunkte oder zu den Angeboten der Selbsthilfegruppen.

Immer wieder stellen wir fest, dass es zu wenig Sprach- und Kulturmittler gibt. Diese Dienstleistung muss in den Bereichen der Altenhilfe dringend eingeführt werden. Künftig wollen wir unsere Kontakte in die verschiedenen Communities der Migranten stärker ausbauen und enger mit ihnen zusammenarbeiten. Die Gründung eines neuen Arbeitskreises zur Interkulturellen Öffnung von Tagespflegeeinrichtungen steht an. Die Berufung des *kom•zen* in den Landesseniorenbeirat wird ebenfalls neue Aufgaben nach sich ziehen.

Das Modellprojekt, in dem wir gemeinsam mit dem *Vitanas Senioren Centrum Märkisches Viertel* die Interkulturelle Öffnung einer stationären Pflegeeinrichtung erprobt hatten, endete 2016. Aus unseren gemeinsamen Erfahrungen heraus entwickelten wir eine Handreichung, die wir unter dem Titel *Interkulturelle Öffnung von stationären Einrichtungen der Altenpflege* veröffentlichten. Darin beschreiben wir auch mögliche Stolpersteine. So besteht im Alltag die Gefahr, dass mit dem an sich positiven Ansatz, alle Bewohner gleich zu behandeln, Unterschiede negiert und tabuisiert werden. Die spezifischen

Lebensrealitäten von Bewohnern und Mitarbeitern mit Migrationserfahrung werden so systematisch ausgeblendet und können in der Qualitätsentwicklung nicht berücksichtigt werden. Mehr noch: Es besteht die Gefahr, dass diskriminierende Strukturen unerkannt bleiben. Im Alltag ist es wichtig, auf ein Fachwissen über Unterschiede, die durch Migration, Sozialisation, Kultur und Religion bedingt sein können, zurückzugreifen, die Differenzen zu benennen und im Gespräch gegenseitige Erwartungshaltungen auszuloten. Das, was interkulturelle Kompetenzentwicklung ausmacht, ist zu erkennen, wann es sinnvoll und zielführend ist, kulturelle Differenzen auf den Plan zu rufen und zu bedienen – und wann nicht. Denn Menschen mit Migrationshintergrund sind nicht nur anders, sie sind auch gleich. An dieser Stelle zitieren wir in der Handreichung auch Ulrika: »Man muss nachfragen, eine professionelle Neugierde entwickeln. Und nicht sagen: ›Ich weiß alles‹, sondern sich erlauben zu fragen: ›Das interessiert mich jetzt. Wie meint der das?«

Interkulturelle Begegnungen haben verschiedene Intensität und Qualität. Sie stellen die Interaktionspartner vor eine Vielzahl von Anforderungen, die im Alltag bewältigt werden müssen. Plötzlich muss man mit dem Anderen und Fremden umgehen, ist Verunsicherungen ausgesetzt und macht Erfahrungen von Befremdung, denn die Erlebnisse gehen über das bislang Vertraute und Selbstverständliche hinaus. Befremdungserfahrungen führen dazu, dass man sein Gegenüber nicht immer sofort adäquat beurteilt und daher mitunter abwehrend mit ihm umgeht.

Interkulturelle Bildung ist harte Arbeit und findet dann statt, wenn die befremdenden Erlebnisse bewusst bearbeitet

werden und tatsächlich in Zusammenhang mit der Umgestaltung der eigenen Welt und dem individuellen Stil gebracht werden. Dann sind wir beim Interkulturell-Werden des Einzelnen und bei Interkulturellen Öffnungsprozessen von Einrichtungen angekommen.

**Ulrike Kostka erzählt** Das *kom•zen* befindet sich im permanenten Wandel, es erfindet sich immer wieder neu. Ulrika Zabel hatte sehr früh erkannt, dass sich die Gesellschaft auf Interkulturalität einstellen muss, dass dies nicht nur einen Lernprozess für die Migranten darstellt, sondern für die gesamte Bevölkerung. Interkulturalität ist für uns als *Caritas*-Verband heute ein zentrales Thema. In unseren Teams in Brandenburg und Vorpommern arbeiten Menschen aus beiden Teilen Berlins, Menschen mit und ohne Religion, Menschen aus unterschiedlichen Religionen. Ich halte Interkulturalität inzwischen für eine Basiskompetenz. Ulrika bekam außerhalb unseres Verbandes große Anerkennung, doch innerhalb der *Caritas* war sie lange die Prophetin, die im eigenen Lande nicht genug Beachtung fand. Zwar hatten unsere Migrationsdienste vielfältige Erfahrungen gesammelt, der Großteil interkulturellen Lernens fand in unserer Organisation jedoch ab 2013 statt, als wir die achtzig Geflüchteten vom Oranienplatz aufnahmen. Wäre Ulrika noch da, sie wäre sicher Gast in jeder zweiten Talkshow im Fernsehen, in der es um Geflüchtete geht. Vom Himmel aus erinnert sie uns daran, dass der Prozess der Interkulturellen Öffnung nie abgeschlossen sein wird.

**I**m Frühjahr 2015 erfuhr ich, dass die Stelle der stellvertretenden Leiterin im *kom•zen* vakant sei. Nach einem Vorstellungsgespräch bekam ich die Zusage. Ich war nicht nur mit den Themen des *kom•zen* vertraut, sondern kannte auch seine Entwicklung seit der Gründung. Leider konnte ich Ulrika in dieser Zeit nicht treffen.

Als Ulrika 2012 ihre erste Krebsdiagnose bekommen und die Chemotherapie begonnen hatte, war meine Tochter ein paar Monate alt. Mit ihr besuchte ich Ulrika einige Male. 2013 und 2014 arbeitete ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Forschungs- und Entwicklungsprojekt an der *Ernst-Abbe-Hochschule* in Jena und schrieb an meiner Dissertation.

Nach mehr als einem Jahr als stellvertretende Leiterin verließ ich das *kom•zen* und wechselte Ende September 2016 zur *werpflegt wie* GmbH, deren Geschäftsführerin ich inzwischen bin. Auf dieser Internetplattform können Pflege-, Service- und Betreuungsangebote für Senioren bewertet werden. Ulrika war der Meinung, dass für Migranten auch andere Zugänge gefunden werden müssten. Das Internet ist dafür ein gutes Medium.

Ulrika war eine Pionierin, für mich ist sie weiter ein Vorbild – wenn auch nun auf einer anderen Bühne. Mit ihr als gutem Geist auf meiner Schulter kann ich gar nicht anders, als mich weiterhin für eine migrationsfreundliche Entwicklung der Altenhilfe einzusetzen. Seit Dezember 2016 ist Güllü Kuzu die neue stellvertretende Leiterin im *kom•zen*.

**Sarina Strumpen  
erzählt**

*Stellvertretende Leiterin  
des kom•zen von 2015  
bis 2016*



**Jutta Abmann** **erzählt** **G**äste der Trauerfeier in Berlin äußerten den Wunsch, dass Ulrika auch einen Gedenkplatz in Berlin bekommen solle. Wir kannten Ulrika seit über fünfunddreißig Jahren. In dieser Zeit hatte sie bei uns nicht nur im Haushalt und als Kindermädchen gearbeitet, sondern war uns als Freundin ans Herz gewachsen. Daher entschieden wir uns, auf unserem Familiengrab auf dem Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Friedhof am Fürstenbrunner Weg in Charlottenburg einen Gedenkstein errichten zu lassen. Zu Ulrikas erstem Todestag im September 2016 war die Tafel fertig.

**Vijayarany**  
**Pathmanathan** **erzählt** **W**ir wollten ihren ersten Todestag im *kom•zen* zum Anlass nehmen, um Ulrika mit einer Feier zu gedenken. Wir luden Familie, Freunde, Bekannte, Kollegen und andere Wegbegleiter ein und schmückten den Raum, in dem üblicherweise unsere Veranstaltung stattfinden. Wir wählten roten Rosen, die Blumen, die Ulrika so mochte. Rote Rosen hatte es bei den Frauentagsfeiern gegeben, die Ulrika jedes Jahr für die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen organisierte – manchmal im *kom•zen*, manchmal in einem Restaurant. Rot war ihre Lieblingsfarbe – oft kam sie in roter Jacke, rotem Rock und roten Schuhen zur Arbeit.

Um die sechzig Gäste kamen zur Gedenkfeier, neben Freunden und Kollegen auch Mitglieder der AG Migration des Landesseniorenbeirates und viele ehrenamtliche Mitarbeiter. Einige der Gäste hielten Reden und erinnerten mit berührenden Worten an die Gründerin unseres Zentrums:

*Ulrika ist bei all jenen, die sie sie auf ihrem Weg begleiteten, noch gegenwärtig. Auch ich werde sie mein Leben lang wohl nicht mehr los, sie sitzt mir im Nacken, ich kann ihr nicht entkommen ... Bei einem unserer letzten Gespräche in der Klinik schärfte sie mir ein: »Sie müssen dafür sorgen, dass wir nicht nur von interkulturell sprechen, sondern von transkulturell!« Wir kamen nicht mehr dazu, ausführlicher darüber zu sprechen. Ich interpretiere es so: Interkulturelle Öffnung und kultursensible Arbeit sollen ein selbstverständlicher Teil unseres Alltagslebens werden.*

**Ingeborg Simon**

*Ulrika war nicht nur eine Mentorin und Kollegin für mich. Als wir uns zum ersten Mal trafen, schien es Liebe auf den ersten Blick zu sein. Etwa im Alter meiner Mutter, wurde sie zu einer seelischen Abla, wie wir im Türkischen die ältere Schwester nennen. Ulrika hinterließ in meinem Leben viele Spuren. Noch heute denke ich jeden Tag an sie und frage mich in meiner jetzigen Arbeit oft: Wie hätte sie es gemacht?*

**Meltem Başkaya**

*Da meine Wohnung nicht so weit von Ulrikas entfernt ist, fahre ich oft an dem Haus in der Brandenburgischen Straße am Adenauerplatz vorbei. Seit einiger Zeit brennt – nachdem es dort lange dunkel gewesen war – wieder Licht hinter den Fenstern. »Wir müssen«, denke ich dann oft, »das, was du begonnen hast, fortsetzen!«*

**Ülker Radziwill**





## 7. Kapitel

# Ulrikas Leben in Bildern





## Familie und Freunde



*Schattenmühle* im Hochschwarzwald, Geburtsort der Mutter und Ulrikas Zuhause für fast ein Jahr



Ulrikas Mutter Margaretha, 1952



Ulrika in der *Schattenmühle*, 1954; links mit ihrer Ersatzmutter Oma Gießler, Mutter ihrer Mutter; rechts mit ihrem Lieblingsstuhl





Ulrike mit Ulrike und Christiane Aßmann im Schlosspark Charlottenburg, 1982; ihr Lebensgefährte Volker Rapp fotografiert



Hochzeit von Ulrika Zabel und Cengiz Comart, 1994



Ulrika und ihre Schwägerin Christel, Ehefrau ihres Bruders



Feier zu Ulrikas fünfzigstem Geburtstag in der Brandenburgischen Straße 37 in Potsdam, 2003; links: Ulrikas Vater



Beim fünfzigsten Geburtstag des Bruders Michael, 2006 Die Geschwister Ulrika und Michael Zabel, 2012



Ulrika im Hospiz an Silvester 2013



Ulrika mit ihren Eltern in Oberkirch Haslach, 2014

## Bilder aus der *Sonnen-Zeit*



Kinder, Eltern und Betreuer vor der *Sonne* in Wedding





Fahrt mit den *Sonnen*-Kindern nach Volkstorf bei Lüneburg  
im April 1987

## Bei der Caritas



Ulrika Zabel bei  
der Caritas, 1994



Mittagessen auf der Terrasse vor Ulrikas Arbeitszimmer bei  
der Caritas in der Stresemannstraße; 2.v.r.: Ulrika Zabel,  
3.v.r.: Else Adams

## Ulrikas Zeit beim *kom•zen*



Eingang zum  
*kom•zen* in der  
Simplonstraße



Ulrika Zabel mit Hamzeh Mudallal von der  
*Jordanischen Gemeinde Berlin-Brandenburg* bei einer  
Tagung der *Friedrich-Ebert-Stiftung*



Ulrika Zabel und Meltem Başkaya



Ulrika Zabel mit Valentina Böhm, ehrenamtliche Leiterin einer Seniorengruppe, und Gaafar Saad vom *Sudanclub e.V.* (Sudanesisch Deutscher Kulturverein)



Ehrenamtliche Mitarbeiter und Mitglieder der AG  
Migration des Landesseniorenbeirates im *kom•zen*



Ulrika Zabel und Zubaida Mohammed (3.v.l.) bei der  
34. Seniorenwoche auf dem Breitscheidplatz in Berlin, 2008



Ulrika Zabel mit  
Meltem Başkaya und  
Antonio Francisco  
Maximino von der  
Sozialkommission  
des Bezirks  
Marzahn-Hellersdorf  
im *kom•zen*



Ulrika Zabel und  
Regina Saeger, ehe-  
malige Vorsitzende des  
Landesseniorenbeirates,  
bei einer Veranstaltung  
im *kom•zen*



Ulrika Zabel mit  
Barbara John (links) und  
Ülker Radziwill (rechts)  
bei einer Tagung der  
*Friedrich-Ebert-Stiftung*



Ulrika Zabel mit Klaus Wowereit bei der Verleihung der Berliner Verdienstmedaille im Roten Rathaus, 2014

Im Erzählsalon bei  
*Rohnstock Biografien*



Ulrika beim Integrations-Erzählsalon, Juli 2011



Erzählsalons mit Wegbegleitern im Oktober 2014 (rechts)  
und im März 2015 (links)

## Gedenkfeier für Ulrika im *kom•zen*



Gäste der Gedenkfeier (von links): Hesna Gözlükaya, Susanne Koch, Zübeyde Göçen, Ayşe Yılmaz, Filiz Taşkin



Gäste der Gedenkfeier

# **LEBENSERINNERUNGEN**

Verein zur Förderung lebensgeschichtlichen  
Erinnerns und biografischen Erzählens e.V.

c/o Rohnstock Biografien, Schönhauser Alle 12,  
10119 Berlin



Die Lebensgeschichte von Ulrika Zabel  
steht zum kostenlosen Download zur  
Verfügung unter:  
[www.lebenserinnerungen.org/ulrika-zabel](http://www.lebenserinnerungen.org/ulrika-zabel)